

# Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

**Arnold v. Tiedeböhl**

unter Mitwirkung von Dr. **A. Bergengrün**, Baron **C. v. d. Brüggen**, Prof. Dr. **C. Dehio**, **H. Diederichs**, Prof. Dr. **J. Engelmann**, Prof. Dr. **C. Erdmann**, **G. v. Glasenapp**, Dr. **E. v. Kottbeck**, **A. Tobien** u. A.

## Inhalt:

- Aus dem Briefwechsel Edith von Rahden's mit Georg Berkholz. Neue Folge. . . . . 709
- Die Fehmgerichte im Lichte der neuesten Forschung. Von Mag. jur. **M. Stillmark**. . . . . 750
- Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner. (Schluß). Von **E. Fehre**. . . . . 756
- Politische Korrespondenz . . . . . 789
- Beilage: Gedichte aus dem Nachlaß von **A. H. v. Weyrauch**.  
Graf **Nikolai Rehbinder**. Ein baltisches Dichterbild.  
(Schluß.)  
Kunstbriefe. II. Von **J. Norden**.  
Litterarische Umschau.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Riga, Georgenstr. 4) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Reval.  
Franz Kluge.  
1895.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn  
A. v. Tiedbühl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

---

Dr. S. Krögers  
**Heil- u. Badeanstalt**  
mit Pensionat.

Hydrotherapie, Elektrizität,  
Massage, Diätikuren.

Besitzer und leitender Arzt:

*Dr. med. Ernst v. Hirschheydt,*

R I G A,

Kirchenstrasse 18.

---



## Aus dem Briefwechsel Edith von Rahden's mit Georg Berkholz.

Neue Folge.

Die Briefe der Baronesse Edith v. Rahden, welche im Jahrgang 1894 der Balt. Monatschrift veröffentlicht worden sind, haben in weiten Kreisen lebhaftes Interesse erregt und große Anerkennung gefunden. Ich freue mich daher, nachstehend eine weitere Reihe von Briefen der ausgezeichneten Frau dem Publikum mittheilen zu können. Die jetzt im Druck erscheinenden Briefe sind nur zum kleineren Theil auf Reisen geschrieben, die bei weitem größere Zahl derselben giebt nicht äußere Eindrücke, Schilderungen von hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen die Schreiberin in Beziehung getreten, auch nicht so bezaubernde Landschafts- und Naturschilderungen, wie die frühern, sondern überwiegend Stimmungen, Gedanken, innere Erfahrungen und Erlebnisse. Ich bin aber überzeugt, daß die folgenden Briefe die verständnißvollen Leser nicht weniger fesseln werden als die früher bekannt gemachten, denn in ihnen kommt die tiefe und außerordentliche Natur Edith Rahden's vielleicht noch offener und noch lebendiger zum Ausdruck. Die Energie ihres Wesens, das hohe ideale Streben, der nie sich genügende Thätigkeitsdrang, der auf's Feinste durchgebildete Sinn für alles Edle und Schöne, endlich das tief religiöse Empfinden, das sie in allen Glaubens- und Kirchengestaltungen Stücke der ewigen Wahrheit erkennen läßt, — alle diese Eigenschaften treten uns in charakteristischen Zügen aus den folgenden Briefen entgegen. Dazu tritt dann hier wie dort die vollendete Form, in welche die Schreiberin stets ihre Gedanken und Empfindungen zu kleiden versteht; sie weiß immer das rechte Wort zu finden und nie stößt man bei ihr auf einen schielenden Ausdruck, ebenso wenig wie auf einen unklaren Gedanken. Diese bewunderungswürdige Herr-

schaft über die Sprache und diese Meisterschaft des Stiles beweisen unwidersprechlich, daß Edith Raden eine geborne Schriftstellerin war, sie lassen es immer von Neuem bedauern, daß die Verfasserin nicht den Anlaß und die Neigung zu literarischen Arbeiten größeren Umfanges in sich empfunden hat. Es gereicht mir zu besonderer Freude, daß ich diesmal auch einige der Antworten G. Berkholz's mitzutheilen instande bin, die sich würdig den Schreiben seiner Freundin anreihen. Jedem Leser wird der Hauch trüber Schwermuth, der durch Berkholz's Briefe weht, auffallen. Diese düstere Stimmung hat darin ihren Grund, daß er während der ersten Jahre nach seiner Uebersiedelung nach Riga sich in dieser Stadt und in seinen neuen Verhältnissen sehr unbehaglich fühlte. Er vermißte schmerzlich den regen Geistesaustausch mit Victor Kehn und den Freunden der Academie, die seine Geselligkeit und den geistreichen Verkehr am Hofe der Großfürstin Helene Pawlowna, insbesondere den steten Gedankenaustausch mit Edith von Rahden, endlich die reichen Schätze der kaiserlichen Bibliothek. Der materielle Geist, der in einer großen Handelsstadt naturgemäß das Uebergewicht hat, war seinem idealen Sinne zuwider, die Fragen der provinziellen Politik erschienen seinem kosmopolitisch angelegten Geiste von untergeordneter Bedeutung und das geistige Leben Rigas und der Provinz, das sich nothwendig in festbegrenzten Bahnen bewegte, kam ihm kleinlich und enge vor. So erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß grade in der Zeit, wo die baltische Monatschrift unter seiner Leitung und durch seine glänzende Feder auf der höchsten Stufe ihres Einflusses und ihrer Bedeutung stand, wo ein Kreis junger Journalisten und Schriftsteller sich verehrungsvoll um ihn scharte, Berkholz von tiefer Verstimmung und müder Resignation erfüllt erscheint. Allmählich hat er sich in die politischen Interessen und das in seiner begrenzten Sphäre doch lebenskräftige geistige Dasein der Heimath hineingelebt und alle Aufforderungen und Gelegenheiten, in die Residenz zurückzukehren, von sich gewiesen, er wurde ein überzeugter Balte, der sich mit seinem Heimathlande unauflöslich verbunden fühlte. Ein Zug tiefer Melancholie ist seinem Wesen freilich auch später, allerdings nur für die ihm Nächststehenden wahrnehmbar, eigen geblieben, es entsprang aus dem Gefühl, das ihm vorsehwebende höchste Lebensziel nicht erreicht zu haben. In den hier mitgetheilten Briefen spricht sich bei aller trüben Stimmung doch auch seine seltene, ich möchte sagen, einzigartige Persönlichkeit in höchst anziehender Weise aus: überall kommt sein klares und doch mildes Urtheil, sein feiner, hochgebildeter Geist, die Tiefe seines Denkens, die Originalität seiner Auffassung, sein idealer Sinn zum lebendigsten Ausdruck, überall tritt uns der Meister des Stiles, der ausgezeichnete Schriftsteller entgegen. Noch mehr vielleicht als in den früheren Briefen leuchtet aus diesen die warme ideale Freundschaft hervor, welche diese beiden außergewöhnlichen Persönlichkeiten erfüllte und verband. Es war unvermeidlich, daß in Briefen, die vor kaum einem Menschenalter geschrieben

sind, bei der Veröffentlichung nicht Weniges, darunter manches sehr Interessante, gestrichen werden mußte. Ich habe darin eher zu viel, als zu wenig gethan, namentlich in Bezug auf noch lebende oder unlängst verstorbene Personen; aus dem Grabe edler Todten soll nichts emporsprießen, was irgend Jemandem wie eine Giftblume erscheinen könnte. So mögen denn diese Blätter, Zeugnisse edlen und hohen Lebens, in die Welt gehn und ihren Verfassern zu den alten neue Freunde erwerben.

H. D.

## I.

Nizza, 31. Dezember 1856.

Ich habe jetzt zwei Briefe nach einander von Ihnen erhalten, zwei schöne, herzliche Briefe, für die ich aufrichtig danke. Mitten unter den interessanten Nachrichten, die Sie mir geben, läßt sich auch zuweilen ein Wort von Ihnen selbst vernehmen, ein einfach-unscheinbares Wort, aus dem aber der aufmerksame Sinn Besseres und Höheres herauszufinden weiß als alle Herrlichkeiten des Meeres, der Berge und der Thäler in dem reizenden Italien. Gott gebe Ihnen ein gutes Jahr, ein friedliches, innerlich frohes! Ich wünsche es Ihnen aus ganzer Seele. Unsere menschlichen Ansichten und Gedanken gehen sehr weit auseinander — ich meine aber, wir werden einst sehr überrascht sein, ganz dasselbe geglaubt zu haben, wenn das Alte wie ein Gewand abgefallen sein wird, und frisches, volles ewiges Leben über uns einbricht. Es ist heute der letzte Tag im Jahr, ich denke viel an Petersburg — gewiß nicht an Häuser und Plätze, obgleich ich auch manche recht lieb habe, — aber an die Menschen, die sie bewohnen, und ich bitte Sie Allen, die sich meiner erinnern, ein freundliches neues Jahr zu wünschen<sup>1)</sup>.

Mit höchstem Interesse folge ich Ihren Mittheilungen: Alles was Sie erzählen, Alles, was mir von anderer Seite zukommt, redet laut von Erwachen, von Fortschritt. Ihnen, die Sie mitten in der Bewegung sind, kömmt das vielleicht weniger vor, aber uns,

<sup>1)</sup> Hier folgt die Stelle, welche schon Balt. Monatschrift 1894, S. 20, 21 abgedruckt worden ist. Damals stand mir nur ein Auszug aus dem vorstehenden Brief zu Gebot.

die wir aus der Ferne das Alles mit ansehen, uns ist dieses Vorbringen, dem Guten entgegen, sehr einleuchtend. Was soll ich Ihnen von unserer kleinen Gesellschaft melden? Schöner Frieden herrscht in der Villa Remond, unsere Damen haben viel Succés in der Nizzaer Welt, wo sie selten, aber strahlend am Horizonte erscheinen. L. ist in einer Phase feinsten Kunstkenntniß. Zu meiner größten Freude hat die Frau Großfürstin ein sehr schönes Bild von Delaroché<sup>1)</sup> hier gekauft; es stellt eine Heilige, die den Märtyrertod in der Tiber stirbt, dar. Es ist Nacht, — tiefste Stille und Einsamkeit rings umher; ein junges Christenmädchen ist von ihren heidnischen Verfolgern in die Tiber hinabgestürzt worden, deren Fluthen sie sanft wiegen und forttragen. Der wunderschöne Körper ruht weich in den durchsichtigen, grünlichen Wogen, die sich wie ein Schleier über die gebundenen Arme und den weißen Nacken legen. — Der Kopf allein ist ganz frei, von herrlichstem blonden Haar wie von einem Heiligenschein umgeben. Seligster Frieden liegt auf dieser Stirn, die Schrecken des Todes sind vor dem Strahl innerer Entzückung gewichen, die geschlossenen Augen, der halb geöffnete, noch rosige Mund geben ihr das Ansehn eines schlafenden Kindes, und das wunderbare Antlitz strömt selbst das Licht aus, welches das ganze Bild magisch erhellt. Ich will nicht zu viel sagen — Sie werden selbst sehen. Solche edle Genüsse ziemen Fürsten und ich freue mich über solche Ausgaben. Baron Meyendorff sagte mir neulich mit großer Wärme: Was liegt daran, ob Fürsten einige hunderttausend Rbl. Schulden machen, aber wie viel liegt daran, ob sie sich in schöner, würdiger Kunstliebe und Kunstumgebung bewegen. Diesen bedeutenden Menschen werde ich sehr vermissen, er geht schon übermorgen fort. Leben Sie wohl — Alles was in der Villa Remond athmet, grüßt Sie freundlichst; besonders

Ihre ergebene

E. Rahden.

\*

\*

\*

1) Paul Delaroché, geb. 1797, † 1856, der berühmte Begründer der neueren französischen Historienmalerei.

## II.

Nizza, 29. April (11. Mai) 57.

Wir sind jetzt so ziemlich allein: nur wenige Russen und fast gar keine Fremden, bleiben noch Tage — ich darf nicht einmal Wochen sagen. Bunt zusammengewürfelt aus allen Ecken der Welt, vereinigt sich zwei Mal in der Woche ein kleiner Kreis bei der Fürstin Odoewsky.

Da sehen Sie den englischen General Sir George Brown, eine prächtige alte Heldengestalt, dann Leon Billet, französischer Consul hieselbst, ehemals Direktor der großen Oper und eine Zeitlang Adjutant von Changanier; Graf Gurowsky, ein Bruder des berühmten Schriftstellers<sup>1)</sup>, und der Gemahl einer Infantin von Spanien, — der beste Reiter, Jäger und Kutscher, den man sich denken mag, und dabei ein noch immer schöner Mann; Alph. Karr, dessen unheimlich geistreiches Gesicht und plumper Körper höchst charakteristisch den Menschen bezeichnen; der Chevalier Boschi, Generalintendant der Provinz, ein schlauer, innerlich roher Beamter, modernes Erzeugniß konstitutioneller Regierungsformen; der Generalprokurator Villani, ein gelehrter, gelenkiger, redseliger Advokat; zwei bis drei russische Damen, wirklich liebenswürdige Frauen — und der kleine Hof der Frau Großfürstin — da haben Sie eine große Soiree der Fürstin Odoewsky. Die intimen beschränken sich auf Landsleute.

Das ist unser rein weltlicher Kreis; noch giebt es aber hier eine geistliche Gesellschaft, der Waldenserkirche angehörend, die in wahrhaft achtungswerther, ich möchte sagen, heiliger Weise, ein streng christliches Leben führt. Was giebt es da für Charaktere! Welcher Eifer, welche Aufopferung! Oft staune ich vor dieser eisernen Konsequenz, vor dieser rückhaltlosen Hingebung an das, was sie als recht und wahr erkannt haben. Und dennoch — wie tief im Herzen tönt neben der Stimme der Bewunderung, eine andere laute Stimme, welche ruft: das ist noch nicht das wirklich Wahre! Immer der Betstuhl neben dem prächtigen Gottesdom, immer ein separatistischer, kleinlicher Geist, neben der hohen herrlichen Freiheit des Geistes in

---

1) Graf Adam Gurowsky, geb. 1805, † 1866, Verfasser heftiger Pamphlete gegen Rußland, dann nach völliger Gesinnungsänderung seit 1835 eifriger Verkündiger panslawistischer Ideen.

der christlichen Kirche! So sehr sie sich dagegen verwahren, so wahr ist es dennoch . . . sie verfallen in Sektirerei, unwillkürlich, durch die Macht der Verhältnisse. Getreue Arbeiter sind sie im vollsten Sinne des Wortes: mit Rührung sehe ich ihrem stillen emsigen engen Walten zu, welches nach und nach Unzähliges schafft und nimmer müde wird das Nützliche und Wohlthätige zu fördern. Doch ganze Menschen sind sie nicht — der frische, freie Blick in die weite schöne Gotteswelt fehlt ihnen und bei absoluter Verachtung menschlicher Autorität in religiösen Dingen merken sie garnicht, wie oft die eigene Meinung bei ihnen maßgebend wird. Ich frage freilich nicht wie der Römer Pilatus, was ist Wahrheit? aber ich denke viel daran, welche die rechte Auffassung der Wahrheit sein mag, und meine ganze Seele sehnt sich darnach sie zu erkennen. Wie komme ich dazu, Ihnen von solchen Dingen zu reden? Eigentlich sollte ich es wohl nicht . . . oder doch! sträuben Sie sich allenfalls dagegen, ich bleibe dabei stehen: im Allerheiligsten der Seele haben wir denselben Altar, bei Ihnen steht darüber: dem unbekanntem Gott; ich trage ein anderes Panier mit flammender Schrift — und einst werden wir Beide freudig erstaunen, Diener desselben großen, guten Geistes gewesen zu sein, — d. h. Sie werden höchlichst überrascht sein, denn ich habe Sie schon längst errathen und weiß genau, wie es damit bestellt ist. Heute Abend konnten wir uns erst spät entschließen, wieder ins Zimmer zurückzukehren. Der Mond steht hellleuchtend am Horizont. Die Luft weht weich und mild unter den blühenden Orangenbäumen, unzählige Leiciolen umschwirren die mächtigen Rosenbüsche und verschwinden unter dem undurchdringlichen Dache der breiten, saftigen Feigenblätter, ein träumerischer Schatten legt sich über die ganze Natur — könnte ich Ihnen doch sagen, wie schön das Alles ist! Wie viel tausend Stimmen aus Baum und Blume, Berg und Thal auffliegen und Gott loben! Gute Nacht . . . wenn ich nicht aufhöre, könnte ich wohl noch den Sonnenaufgang erleben, — also gute Nacht, — behüt Sie Gott!

30. April (12. Mai).

Eben bringt der Feldjäger aus Marseille die Korrespondenzen der letzten 14 Tage, tausend Dank für Ihren Brief, — und rasche Antwort darauf. — — — — —

Es wundert mich, daß Sie meine Voraussetzung so sonderbar finden. Ich rathe Ihnen ernstlich dazu, nur heirathen Sie keinen Blaustrumpf, sondern eine fromme, einfache Frau, wie ich sie mag. Dann komme ich oft zu Ihnen und bei einer Tasse Thee diskutiren wir die unverständlichsten, abstraktesten Dinge, und ihre Frau sitzt daneben und schüttelt nur bisweilen den Kopf. Leben Sie wohl: mit herzlichster Freundschaft

Ihre ergebene  
E. Nathden.

\* \* \*

### III.

1860.

Wollen Sie wohl die Güte haben, den 2. Band des: „Frauenlebens“ von L. Gall herauszuschicken, bei Gelegenheit; — und der 10jährige Bericht? ist er vorhanden? Machen Sie sich doch frei und kommen Sie nach Dranienbaum, es ist sehr schön hier und Ihre Einsiedelei sieht freundlich aus dem dunkeln Schatten der Bäume nach dem Meer hinüber. Lassen Sie sich bewegen, Bücher und Arbeit aufzugeben, um wieder in frischer, freier Luft Athem zu holen nach der angestregten Mühe. Sie schwärmen für Humanität, üben Sie sie an sich selbst . . .

Ich merke, wie mit jeder stillen Stunde eine kleinliche Welt-sorge oder Rücksicht von mir abfällt — wenn es so fortgeht, kann ich wirklich wieder menschlich werden. Sie hingegen sollen hier lernen, für Ihre eigene Person Schonung und Sorge zu haben, — und auch in einer anderen Art menschlich sein.

Leben Sie wohl — man sieht aus meinem Fenster den rothen Streif der aufgehenden Sonne am Horizont steigen und es rauscht in den Wipfeln der Bäume . . . Welchen Geist hören Sie wohl in den Blättern rauschen, die Sie fleißig betrachten und durchsehen? Von Herzen wünscht Ihnen, es möge ein freundlicher sein

Edith Nathden.

\* \* \*

### IV.

Kaltbad auf dem Nigi, 17./29. August 61.

Es ist zu schön hier oben! Ich muß an Sie schreiben und es Ihnen sagen, und Ihnen durch ein paar Zeilen wenigstens beweisen,

wie oft ich an Sie denke im Angesichte dieser Berge und dieser Seen! Seit wir in Luzern angekommen sind, lebe ich wie im Traum — bald möchte ich lachen und und laufen wie ein Kind, bald ist mir so wehmüthig zu Muth, nein, nicht wehmüthig, aber innerlich bewegt bis zur tiefsten Rührung vor dieser Schönheit, dieser Herrlichkeit! Und nun gar hier, so fern von den Menschen, so nahe bei Gott! Denken Sie nur, wenn ich aufsehe von diesem Blatte, liegt zu meinen Füßen der Vierwaldstätter-See, umsäumt von hohen, stillen Bergen in vielfachen Abstufungen bis zu den ewigen Schneegipfeln, die kein menschlicher Fuß mehr betritt, die fern von Jammer und Freude in seliger Beschaulichkeit der Sonne ins Angesicht schauen! Nur keine Beschreibung, nicht wahr? Und auch kein unnützes Klagen darüber, daß Menschen wie Sie nicht solche Eindrücke, solchen Genuß miterleben — eben läutet es an der kleinen Michaelskapelle, die zehn Minuten von hier zwischen zwei mächtigen gespaltenen Felsen liegt — für mich ist es eine fromme Erinnerung daran, daß über unser Wissen und Wollen eine göttliche Führung unsere Wege lenkt, und die aufrichtigen Herzen zum wahren Lichte, zum wahren Glück! Lassen Sie es mich doppelt glauben — auch für Sie. Von hier gehen wir übermorgen nach Luzern zurück, von da nach Freiburg und Bevey, wo wir einige Tage bleiben, und dann nach Nizza. Aus diesem wohlbekanntem Orte will ich länger und geordneter an Sie schreiben — auch von den angenehmen Bekanntschaften, die wir gemacht haben. Denken Sie sich hier oben welche Künstlerwelt! Bendemann, Clara Schumann mit großen traurigen Augen in einem blassen ältlichen Gesicht, Joachim, der große Violinist und Stockhausen, von dem ich Ihnen schon geschrieben habe. Diese drei musikalischen Celebritäten wollen heute Abend für die Großfürstin ein Concert arrangiren. Leben Sie wohl, herzliche Grüße und Wünsche.

E. N.

\* \* \*

V.

Baden, 5. | 17. Oktober 61.

Wir sind endlich wieder im Hafen! Hier soll eine kurze Mast gehalten werden und dann geht es nach Hause. In den ersten Tagen des Novembers sind wir da. Wie leid ist es mir durch

unsichere Mittheilungen Sie vielleicht dazu veranlaßt zu haben, Ihre ungeduldigen Mitbürger zu früh zu befriedigen! Doch — wer auf die Sicherheit unserer Pläne baut, der thut einen großen Fall. Wäre ich nicht selbst ganz überzeugt gewesen, ich hätte Sie gewarnt, jetzt bleibt mir nur übrig Ihnen zu sagen, die Großfürstin billige vollkommen Ihre Absichten und bitte Sie, über Zeit und Wohnung ganz frei zu disponiren. Soviel der geheimnißvolle Rath der Götter voraus ahnen läßt, treffen wir am 2. oder 3. November n. St. in Petersburg ein, — es wäre möglich, daß die Frau Großfürstin sich noch etwas in Gatschina aufhielte, zum 7./19. sind wir aber gewiß in der Stadt und erst nach diesem letzten Datum sollten Sie Ihre Rückkehr berechnen. Ich sehe Sie also noch wieder und drücke Ihnen noch einmal die Hand in den gewohnten, durch so viele ernste und heitere Stunden lieb gewordenen Räumen. Das freut mich wohl sehr! Jetzt wo ich meine Absichten für die nächste Zeit aufgegeben habe, will ich auch gar nicht geheimnißvoll damit thun, und Ihnen einfach davon erzählen. Ich wollte im Auslande bleiben, in möglichst großer Abgeschiedenheit mich ganz meinen religiösen Beschäftigungen widmen, und im Frühjahr aus klarer, beruhigter Seele den letzten Entschluß, der über mein Leben gebieten sollte, schöpfen. Einen einzigen Menschen, der mir auch dabei helfen mußte, zog ich zu Rathe — meinen alten Freund Harthausen<sup>1)</sup>, zu dessen liebevoller Einsicht ich großes Vertrauen habe. Er rieth und bat inständigst, ich möge noch warten, aus vielerlei, hier schwer zu erörternden Gründen — und ich willigte ein. Doch blieb mir im Herzen ein schweres, dumpfes Gefühl, als thäte ich eigentlich Unrecht, nicht meinem instinktiven, lange gehegten Wunsche zu folgen. Dieses Gefühl bin ich erst seit wenig Tagen los geworden — durch die letzten Nachrichten aus Petersburg. Plötzlich steht mein Weg hell und gerade vor mir — so habe ich es gern! Dieser Winter wird wahrscheinlich ein bewegter sein, so negativ auch mein Nutzen sein mag, ich meine es treu, das thut allen Fürsten in ihrer Umgebung Noth. Ob ich auch keine

---

<sup>1)</sup> Ueber ihn vgl. Balt. Monatschr. 1894, S. 113, Anmerk. 1. Der umfangreiche Briefwechsel zwischen ihm und Edith von Raden soll, wie wir hören, leider vernichtet sein.

augenscheinliche Gefahr bei uns voraussehe, — ich denke Ruhe, Ergebenheit und Vorsicht werden in der Nähe der Großfürstin ganz an ihrem Platz sein — bis zum Frühjahr gestaltet sich auch Manches anders, und ohne mein geliebtes Ziel aus den Augen zu verlieren, lasse ich Gott walten! Für geringere Geister, die weder hochfliegende Pläne noch weite Entwürfe beherrschen, sollte da nicht der Hauptzweck ihres Lebens sein, in jeder Stunde ganz zu sein und zu thun was sie sollen? Freier, frischer Gehorsam hat auch seinen demüthigen Werth! Und man ruft gern mit dem königlichen Sänger der Psalmen: „Sprich Herr, mein Herz ist bereit!“ Was kann ich Ihnen weiter sagen — in Gedanken bin ich oft mit Ihnen beschäftigt und meine Gedanken werden bei Personen, die ich liebe, gleich zu herzlichen, frommen Wünschen.

Gott behüte Sie!

Edith v. Rahden.

\* \* \*

## VI.

Petersburg, 21. Dezember 61.

Ihr Brief und mein Schwager haben mir Nachricht von Ihnen gebracht, Beides kam mir dürftig vor, ich fühlte nur heraus, daß Aeußeres und Inneres bei Ihnen in schlimmer Mißstimmung stehn, und Sie wissen, wie weh mir das thut. Auch bin ich soviel als möglich mit meinen besten Gedanken bei Ihnen gewesen in dieser Zeit: es liegt für die schmerzliche Hülflosigkeit des Herzens manchen Zuständen gegenüber ein unbeschreiblicher Trost in dem Glauben an jene innerliche, geheimnißvolle Hülfe, welche wir denen, die wir lieb haben, durch die Kraft, Ausdauer und Wärme unserer Gedanken leisten. In meiner Sprache hat diese Hülfe einen Namen, doch ich bin nicht katholisch genug, um nur eine klassische Ausdrucksweise gelten zu lassen, — im Gegentheil will ich mich immer nur über das Wesen verständigen und lasse den äußeren Laut meinethalben Sanskrit sein. Der Tod der kleinen Prinzessin Marie ist recht betrübend, beide Eltern haben sich auf's Liebenswürdigste bewährt in Allem, was Gemüth und Einfachheit betrifft, die Großfürstin Helene nahm diesen Verlust mit erstaunenswerther Elasticität auf. Wir hatten uns eine Reihenfolge des Wachens bei der kleinen Leiche eingerichtet, um das todte Kind weder allein noch mit den Leuten zu

lassen. Sie können sich wohl denken, daß ich mir die zweite Hälfte der Nacht ausbat, ein wenig, um meinen Pflichten am Tage nachkommen zu können, sehr viel mehr aber um ganz still und einsam zu sein. Was ist mir in diesen Stunden alles durch die Seele gegangen. — Wie fühle ich das Bedürfniß und die ernste Freude der Einsamkeit! Wie klar und still wird Alles in uns, wenn im Angesichte des Todes nur das Bewußtsein einer ewigen Liebe in uns wach bleibt, und uns den Glauben an ein ewiges Leben stärkt! Jetzt ist das tägliche Treiben wieder in seine Rechte getreten, heute Abend sollen die Kinder ihren Weihnachtsbaum bekommen, in der ganzen Stadt sieht man nur kauflustige Menschen hin und her fahren. Unterdessen drängen sich Ernennungen, die ebenso schwer wiegen als Ereignisse. Morgen wird der neue Minister des Volksunterrichts proklamirt, — bestimmt war seine Wahl seit mehreren Wochen. Wird Golownin dieser Last gewachsen sein? Eifer, Geschicklichkeit, enorme Thätigkeit kann man ihm nicht absprechen. — — — —

Die Universität ist geschlossen, die Versammlung der Kuratoren und Professoren aller Universitäten arbeitet fleißig an neuen Statuten. Bradke soll sehr disappointed sein, den Ministerposten nicht erhalten zu haben. — — — — Wielopolski ist noch immer hier, er hat neulich einem Minister geantwortet, der scherzend von seinem in kollegialischen Verhältnissen unbequemen Charakter sprach: „Vous vous trompez, je suis très patient, mais je ne suis pas endurant“. Walujeff schwindet wie eine Kerze — er erliegt unter der Last der Geschäfte. Neulich war er in ein Comité gekommen, müde, bleich, abgesspannt, ein Mitglied dieses Comité's erzählte mir davon und fügte hinzu: „Enfin il n'était plus rien que solennel“. — In Moskau strömt der Adel zu den Wahlen in die Stadt, Sie wissen, man denkt an fromme Repräsentationswünsche in jenen Kreisen. Einige Dinge öffentlichen und häuslichen Interesses brennen mir auf der Zunge, in den ersten Tagen des künftigen Jahres schreibe ich Ihnen, jetzt amüsirt es mich eigentlich, Sie etwas neugierig zu machen. — — — —

Wir sehen wenig Leute, gehen nicht in's Theater und hören keine Musik. Die Bibliothek ist mir verleidet — meine freie Zeit benutze ich, um den Aufstand in den Niederlanden von Schiller zu lesen. Das ist beinahe naiv, nicht wahr? aber sehr interessant. Nun leben

Sie wohl, mein lieber Freund, Gott segne Sie! Ein schweres Jahr liegt hinter Ihnen, wer weiß, welch schönes Glück Ihnen aus dem neuen entgegenblühen wird.

\* \* \*

## VII.

20. April 62.

Ich habe Ihnen lange Zeit nicht geschrieben in der Hoffnung, Sie zu Ostern bei uns zu sehen — Sie sind nicht gekommen und ich mag nicht länger die unnatürliche Stille zwischen uns walten lassen. — — — — — Daß ich aber seit Monaten nur durch Fremde so gut wie gar nichts von Ihnen höre, daß zwischen uns, zwischen dem Palais und Ihnen gar keine Verbindung mehr besteht, — das thut mir zu weh, als daß ich nicht noch einmal, — nein unzählige Male versuchen sollte das Wahre, also auch das Rechte herzustellen. Das Wahre ist, daß Sie an uns Allen treue Freunde haben, daß wir nicht von Ihnen lassen können noch wollen, daß die besten, sichersten, wahrhaftigsten Gefühle nicht abgestreift, auch nicht in unheimliches Schweigen versinken, sondern stark und innig hochgehalten und getragen werden müssen, damit sie ihre rechte Bestimmung erfüllen, uns Freude und Trost und Kraft zu sein zum würdigen Fortleben. So denke ich meinen Freunden gegenüber, natürlich stehen Sie oben an, ich kann nie ohne Dankbarkeit auf unsere langjährigen Beziehungen zurückblicken, aber amitié oblige — und Sie sollen mir noch in manchen Dingen helfen. Die Entfernung schreckt mich gar nicht ab — Empfindungen, die ein Stück Ewigkeit in sich tragen, machen sich herzlich wenig aus Zeit und Raum. Wissen Sie, daß wir am Vorabend unserer Reise stehen? Die Großfürstin ist gesonnen, am 5. Mai fortzugehen, konnte ich abreißen, ohne mir die Möglichkeit zu sichern, Ihnen von Zeit zu Zeit schreiben zu dürfen und von Ihnen selbst zu hören? Doch ich will mich nicht entschuldigen — ich sage Ihnen lieber, wie es uns Allen geht, ich allein begleite die Großfürstin, was mir einige Besorgniß einflößt. — — — — — Ueberdem habe ich diesen Winter viel gehustet. Durch meinen Schwager schreibe ich Ihnen etwas Umständlicheres über hiesige Zustände. Ich hoffe, Sie sind mit

Keyserling's Ernennung zufrieden. Witte geht nach Kieff, der frühere Inspektor der Rechtschule. — Und nun leben Sie wohl — behüt' Sie Gott! Es gedenkt Ihrer in unveränderter Anhänglichkeit Ihre  
Edith v. Rakhden.

\* \* \*

### VIII.

Riga, d. 30. April 1862.

Gnädiges Fräulein.

Daß Sie mir weiter geschrieben und welchen Brief! Diese Fülle des Mitleids und der Großmuth — hieran erkenne ich Sie wieder. Welches Wort der Entschuldigung, der Aufklärung soll ich Ihnen nun über mich sagen? Es ist so kurz auszudrücken und doch zugleich so schwierig. Es widersteht mir, zu jammern, auch vermöchte ich es nicht über mich, Ihnen Briefe zu schreiben, die Jeremiaden geworden wären, ich wartete in dumpfer Indolenz auf ein unmögliches Besserwerden und jetzt, wo ich endlich schreibe, habe ich mehr Grund und Stimmung zum Klagen als vorher. Es ist eine Schmach, sich so in seinem Schicksal vergriffen haben zu können. Wenn ich daran denke, daß die Großfürstin eines Abends sagte: „il me ferait plaisir en restant und daß ich am andern Morgen — — — — — Doch daran habe ich in den letzten Tagen nicht mehr gedacht, sondern nur, ob und wie ich noch schnell hinüberfahren könnte, um Sie vor der Reise — wieder auf so lange Zeit — wenn auch auf's Flüchtigste wiederzusehen. Zu Ostern konnte ich aus Gesundheitsgründen nicht fahren, ich habe auch meinerseits den ganzen Winter gehustet und leide noch immer an einem chronisch gewordenen Katarrh in der Kehle. Nun hatte ich mir Alles zurecht gelegt, um Mitte Mai oder etwas früher in Petersburg zu erscheinen; da erhalte ich Ihren Brief, daß Sie schon am 5. wegreifen. Es ist mir jetzt ganz unmöglich abzukommen. Ich habe einige Tage lang vergebens gegen den Stachel gelect. So werde ich dieses Frühjahr garnicht nach Petersburg, obgleich ich dort auch geschäftlich zu thun hätte. Aber was ist an diesem gelegen! Wegen meiner Kehle soll ich in's Ausland. Ich denke im Juli mich hinauszuwagen. Die von der Großfürstin zum Abschied erhaltenen 500 Rub. verwahre ich zu diesem Zweck. Aber es wird auch dazu nicht kommen, ich verzweifle selbst an meinem Unternehmungsgeist. Das Zusammensein mit meiner

Schwester hat mich auch entschieden furchtsamer und philisteriöser gemacht; wie viel demoralisirender muß die Ehe wirken! Im Februar, als ich ein verhältnißmäßig nicht unbedeutendes Stück meiner Kapitalien für die Trivialitäten der Wirthschaftseinrichtung verausgabte, war ich mir auch bewußt, einen schwächlichen Mittelweg zu gehen. Entweder, sagte ich mir sofort, wieder abbrechen, mein Geld unverkürzt in die Hand nehmen und damit nach Italien — oder im Gegentheile ganz festwurzeln, heirathen, wobei die erwähnte Trivialität von selbst mir zugefallen wäre. Aber das Letztere ging ganz und gar nicht und auch zu dem ersteren fehlte der kühne Muth. — Das Hauptübel meiner hiesigen Existenz besteht darin, daß ich auch hier wie in Petersburg mit meinen beiden Nemtern überhäuft bin von niedriger mechanischer Arbeit, daß meine Aufgaben noch mehr realistischer, positiver Art sind und die bedeutenden Anregungen fehlen, welche dort vorkamen. Das Gute an meiner Stellung ist meine verhältnißmäßige Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, aber auf einem Gebiet, das mir nicht recht ist. Ich wäre doch lieber abhängig für den Preis, allgemein Menschliches zu betreiben statt Kur-Ehst-Livländisches. Ich suche mich natürlich hier für mein Geschäft zu erwärmen, um es ehrlich zu fördern. Nehmen Sie auch Notiz von der Baltischen Monatschrift? Februar- und Märzheft, denke ich, konnten sich sehen lassen. Ich studire jetzt gelegentlich Provinzialrecht und anderes juristisches Zeug, und komme mir dabei albern vor. Aber ich werde noch weiter gehen, ich brauche für meine Wirksamkeit etwas Skandal, Aufsehen, eine Sache packt nicht die Menschen, so lange sie keine persönliche Seite hat; man muß sein Fell zu Markt tragen, d. h. ich muß mir à tout prix etwas wie einen Proceß oder Injurien-Anklage zuziehen. Ich warte nur die gehörigen Umstände ab, namentlich das neue Censurgesetz, welches einem solchen Manöver hoffentlich besseren Spielraum geben wird. Dieses Projekt unter uns! Meine Bibliothek ist eigentlich eine recht schöne Sache, der Punkt in der ganzen Stadt, welcher mir am besten gefällt. Auch Ihnen würde dieser klösterliche Raum in einem der Domkirche angebauten Carré von Kreuzgewölben gefallen. Die Bibliothek besteht als solche und an derselben Stelle schon seit 1545, d. h. seit Beseitigung des Domkapitels und der Mönche. Ihren Grundstock bilden ehrwürdige Kettenbücher aus den aufgehobenen

Klöstern. In dem Domhose, innerhalb der Kirche und des erwähnten Karrés, wandeln jetzt nicht Domherrn und Mönche, sondern turnt die Jugend der hiesigen Schulen und aus den Fenstern der gewöhnlich sehr einsamen Bibliothek ihr zuschauend, wenn ich die Hände sinken lasse, sage ich mir, daß ich jetzt der Mönch bin. Wenn ich die Journal-Redaktion nicht hätte und nur mit Incunabelnbeschreibung und Stadtantiquitäten mich abgäbe, wäre die Sache noch richtiger. — Noch ein Wort über die Menschen, mit denen ich umgehe, und die Bücher, die ich lese. Ich bin in ersterer Beziehung scheu und indolent geworden; es kostet mich immer Ueberwindung. Nur mit einigen jungen Literaten führt mich das Handwerk häufiger zusammen und ich finde Vergnügen daran, belehrend auf sie zu wirken. An Büchern fehlt hier nichts aus der deutschen Litteratur; um russische kümmert sich hier Niemand als die erwähnte Litteratenjugend und ich, aber wir haben uns mit allem Nöthigen daraus versehen; nur von den im Auslande gedruckten russischen Sachen ist kein Blatt zu sehen. Französisches merkwürdig wenig am Ort, höchstens einige Romane; aber z. B. von Tocqueville, Montalembert, Proudhon<sup>1)</sup> etc. liest hier Niemand etwas, auch wenn der Gegenstand nahe liegt, und man hat die Bücher nicht. Soll da nicht ein Mensch zurückkommen? Mit welcher Sehnsucht gedenke ich oft der Petersburger Schätze in meiner bevorzugten Stellung als Bibliothekar der Großfürstin und der kais. Bibliothek. Das ausschließliche Lesen von deutschen Büchern und Zeitungen macht, daß hier viel Interesse und Verständniß ist für die kurhessische Frag- oder preussische Ministerpersönlichkeiten, aber blutwenig für die Dinge jenseits der Narowa. Ich und zwei

<sup>1)</sup> Alexis de Tocqueville, geb. 1805, † 1859, der hervorragendste politische Denker und Schriftsteller Frankreichs in diesem Jahrhundert, dessen klassisches Buch *L'ancien régime et la révolution* auch heute noch unübertroffen ist. — Charles Graf von Montalembert, geb. 1810, † 1870, zuerst zusammen mit Lacordaire und Lammenais Verkündiger der Verbindung der katholischen Kirche mit der Freiheit im Avenir 1830, dann nach Verdamnung dieser Bestrebung durch den Papst, eifriger Vorkämpfer des romantischen Ultramontanismus, zuletzt doch Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit; auch politischer Schriftsteller. — Pierre Joseph Proudhon, geb. 1809, † 1865, der Begründer des französischen Socialismus. Von seinen vielen Schriften ist die bekannteste die unter dem Titel: *Qu'est ce que la propriété?* 1840 erschienene, worin er den berühmten Satz aufstellte: Eigenthum ist Diebstahl.

oder drei von meiner Journalistenjugend haben die Mission, hierin eine Aenderung zu bewirken. Aber daß uns die ausländischen Drucksachen in russischer Sprache abgehen, ist ein wesentliches Hinderniß, man kennt, so zu sagen, die Parole nicht. Ich will nicht vergessen, Ihnen für Ihre nochmalige Bemühung an meinem Peters-Testament<sup>1)</sup> zu danken. Aber die beabsichtigte Broschüre wird wohl unterbleiben, ich scheue mich, in die Kategorie der Schéde-Ferroti<sup>2)</sup>, der russischen Staatschriftsteller, zu gerathen. Weder bei den Russen, noch bei den Ostseeprovinzialen hätte ich diese Mißdeutung zu erwarten, aber wohl im Auslande, und mir kommt es jetzt auch darauf an. — — Dabei fällt mir ein, daß ich aus einer ausländischen Quelle, freilich schon vor längerer Zeit, vernahm, der alte Weyrauch<sup>3)</sup> in Dresden, den die Großfürstin unterstützte, habe diese Unterstützung lange nicht erhalten und sei in erbärmlicher Bedrängniß. Ist es nicht ein zufälliges Versäumniß?

Reisen Sie glücklich, meine unererschöpflich gütige Freundin! Ich habe mich hineingeschrieben in allerlei Unwesentliches und denke jetzt, daß wenn ich nur früher den Muth gefaßt hätte, die Feder anzusetzen zu an Sie gerichteten Briefen, es beruhigend und abklärend auf mich zurückgewirkt haben müßte. Lassen Sie mich doch wissen, wohin man Ihnen in's Ausland zu schreiben hat. Ich habe noch einen Gedanken gehabt in diesen Tagen: Ihnen in Dünaburg aufzupassen, und ich würde das gewiß thun, wenn Sie allein wären. Bei der Gegenwart der Großfürstin aber hätte es den Anschein des Sichvordrängens, so gnädig auch die Großfürstin mich entlassen hat, und so wenig ich zweifle, daß sie freundlich meiner gedenkt. Sich

---

1) Edith von Rahden übersezte die von Bertholz deutsch geschriebene und so auch zuerst in der Balt. Monatschr. 1859 veröffentlichte Abhandlung über das angebliche Testament Peters des Großen in's Französische. Diese Uebersetzung erschien 1863 zu Brüssel unter dem Titel: Napoleon I auteur du testament de Pierre le Grand.

2) Unter dem Namen Schéde-Ferroti schrieb der Freiherr Theodor von Firkß, geb. zu Kalwen in Kurland, † 1872 zu Dresden, seit 1857 eine Reihe politischer Schriften zur Vertretung der Interessen Rußlands und trat später als Gegner Murawjew's und Ratkow's in mehreren Broschüren auf.

3) Aug. H. v. Weyrauch, geb. 1788, einst als begabter Dichter und Komponist in Livland gefeiert, lebte seit 1827 in den dürftigsten Verhältnissen zu Dresden, wo er 1867 starb.

nach seiner Decke strecken, ist eine Hauptsache im Leben. — — —  
 — — — — — Werden Sie vor allem von dem Petersburger  
 Winterleiden wieder gesund und — wir sehen uns doch wohl noch  
 „diesseits des Mondes.“

Ihr

G. Bertholz.

\*

\*

\*

## IX.

Nigi-Kulm, d. 1. Aug. 1862.

Gnädiges Fräulein,

Sie sehen aus dem Datum, ich bin langsam gereift; auch war es ein Fehler, daß ich über München ging; von Nürnberg, wo es mir behagte — die ganze Stadt ist ein Museum — hätte ich direkt nach Lindau eilen sollen. Ein anderer Zeitverlust entstand mir durch folgende, übrigens sehr schöne Episode, mit der ich etwas weit aus-  
 holen muß. In meiner grünen Studentenzeit wohnte ich in Berlin die längste Zeit mit einem schweizerischen Studiosus der Theologie, Namens Tschudi, Thür an Thür und hatte viel mit ihm gemein. Seitdem waren wir für einander verschollen. Als vor 10 Jahren etwa das schöne Buch: Das Thierleben der Alpenwelt von Fr. Tschudi<sup>1)</sup> so viel Aufsehen machte, kam mir der Gedanke, ob das nicht mein Tschudi wäre, der Vorname stimmte, aber wie sollte der Theolog auf dergleichen kommen? In Zürich nun erkundige ich mich und konstatiere, daß dem doch so ist, daß Tschudi, nachdem er ein paar Jahre Pfarrer gewesen, wegen schwacher Brust dem Predigen hat entsagen müssen, seitdem in St. Gallen in sehr ansehnlicher Stellung (als Präsident des Kantonal-Erziehungsrathes) lebt und jenes Buch geschrieben hat. Da war nun kein Halten für mich, ich mußte nach St. Gallen. Welche herzliche Begegnung wurde mir nun und welches schöne Bild eines edlen Menschenlebens entrollte sich mir da! Tschudi ist eine milde, in sich befriedigte Persönlichkeit; er ist wohlhabend und lebt auf einer prächtigen Villa vor der Stadt, mit vier hoffnungsvollen Kindern. Die Frau — damit der Schatten nicht fehle — ist seit einigen Jahren im Irrenhause, aber eine fremde Dame

<sup>1)</sup> Friedrich v. Tschudi, geb. 1820, † 1886, durch sein berühmtes Werk: Das Thierleben in der Alpenwelt, 1853, besonders bekannt.

vertritt in würdiger Weise ihre Stelle. Ich mußte im Hause Quartier nehmen und, da Tschudi für den folgenden Tag seinen Kindern eine Besteigung des Säntis, des höchsten Gipfels der Appenzeller Berge, versprochen hatte, so war es einleuchtend, daß ich mit sollte. Der Säntis ist 2300 Fuß höher als der Rigi; man gelangt auf ihn nicht vermittelt gebahnter Wege, wie auf diesen, sondern es ist eine wirkliche wilde Bergersteigung, mit Uebersteigung ewigen Schnees, mit Nachtlager auf Heu, mit mitgenommener Provision u. s. w. Dazu ein solcher Führer wie Tschudi! Doch es sollte nicht gelingen! Am Abend zog ein Gewitter herauf und entartete in ein so abscheuliches Regenwetter, daß an den Säntis nicht zu denken war. Bis zum Nachmittag des andern Tages blieb ich noch da, das Wetter besserte sich allmählich, aber nicht so entschieden, daß die Sache für den nächstfolgenden Tag gesichert gewesen wäre. Ich hätte immerhin gern gewartet, aber es wäre möglicher Weise nicht fein gegen Tschudi gehandelt gewesen, denn so hätte er sich bei nur etwas leidlichem Wetter zur Ausführung der Expedition gedrängt gefühlt, wenn auch für die Kinder ein noch längeres Warten wünschenswerth schien. Also fuhr ich davon, nach Zürich zurück, von da heute auf den Rigi; es ist schönes Wetter und die Tschudi's ruhen gewiß in diesem Augenblick im Heu der Säntis-Hütte. Nun, es ist manchmal auch schon gut, etwas beinahe erlebt zu haben. — Von Lindau nach Zürich fuhr ich auf einem Umwege — rathen Sie! — über Nagaz. Nämlich am Abend über den Bodensee in Norschach ankommend, war es mir klar geworden, daß von dort durch das Rheinthal bis Nagaz und dann längst dem Wallensee und mit dem Dampfschiff über die ganze Länge des Zürichersees nur eines Tages Arbeit sei, wobei noch 3 bis 4 Stunden Aufenthalt in Nagaz möglich blieben, so wählte ich diesen Weg, wanderte die Tamina-Schlucht hinauf und besah mir den Hof Nagaz, wo die Großfürstin wohnen wird. Sie werden mit dem Aufenthalt zufrieden sein und ich werde Sie mit ihm mir vorstellen können. — Was ich weiter unternehme, muß jetzt beschlossen werden; aber das von Ihnen mir vorgezeichnete Reiseprogramm kommt mir schon zu weit vor. So hastig auf Eisenbahnen und Dampfschiffen vorüberzueilen, davon hat man doch nichts; kein Eindruck haftet. Und eine Woche habe ich auch durch die erwähnten Umstände verloren. Ich denke über den Gott-

hard an den Lago maggiore und dann über den Monte Moro zurück in's Rhonethal. Für meine gegenwärtige Genusssfähigkeit ist es eigentlich auch so noch zuviel, besonders wenn ich bedenke, daß Genfersee, Baden-Baden, Heidelberg und Rheinfahrt noch darnach kommen sollen.

Luzern, den 3. August.

Ich hatte mir vorgenommen auf dem Rigi ein paar Tage zu bleiben und in Ruhe Briefe zu schreiben, vorzugsweise Ihnen, gn. Fräulein; noch so vieles hatte ich Ihnen zu sagen. Aber in meinem Zimmer hatte ich keinen Raum zum Schreiben und sonst war es in der Masse der erscheinenden und verschwindenden Rigi-Enthusiasten (gegen 300 täglich) zu unruhig. So bin ich hierher herabgestiegen — unterdessen aber zu einem sehr schlechten Resultat gekommen. Mein Glaube war nämlich, daß ich nur „verstärkten Stoffwechsel“ brauchte, ein herumtreibendes Leben mit viel Bewegung und viel frischer Luft, um mich wenigstens temporär höchst gesund zu fühlen und für einige Zeit zu bleiben. Entschieden aber trat diese Wirkung noch immer nicht ein und ich fühlte immer noch gelegentliches Unbehagen in meiner Kehle; endlich hier nach der Rigi-Partie kam wieder einiges Hüfteln wie den vorigen Winter über. Oben auf dem Rigi war ich mit Dr. Zdekauer zusammengetroffen und habe ihn heute hier unten, in der Pension am See, wo er sich mit Frau und Nichte etablirt hat, aufgesucht und consultirt. Er erklärte mir (in Uebereinstimmung mit dem schon von Dr. Seegen mir Gesagten) ich solle das Bergsteigen ganz bleiben lassen und lieber es so einrichten, daß ich noch vor Ende des Sommers etwas Seebad mitnehmen könne. Es ist doch ärgerlich; meine Beine und meine Zungen haben garnichts gegen die Berge, und nun soll ich jetzt, wo ich so nahe daran bin, die Alpen doch eigentlich nicht kennen lernen? Ich befinde mich in dem Drange eines zu fassenden Entschlusses; ich gedenke Zdekauer's Vorschrift zu befolgen, aber nicht allzustreng. Meine projekirte Partie um den Monte Rosa — adieu! Adieu auch Italien! Aber wenigstens im Berner Oberlande muß ich mich noch umsehen, wenn auch mehr in den Thälern als auf den Höhen mich haltend. Dann noch an das Ost-Ende des Genfer-Sees und von da zu Ihnen nach Baden-Baden.

Legen Sie, gnädiges Fräulein, meine Verehrung der Großfürstin zu Füßen!

Auf Wiedersehen!

Der Ihrige von ganzer Seele

G. Berkholz.

\* \* \*

## X.

Ragaz, 25. August.

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, wenn ich mir auch vorbehalte, in Riga manches mit Ihnen zu besprechen, was mir nicht einleuchten will. — Ich war aber Ihrewegen unruhig und da erschienen die schon längst gewünschten Nachrichten doppelt lieb. Von der Frau Großfürstin soll ich bestens danken für die Bücherendung — sie ist eine wahre Ressource in unserer Einsamkeit — Sie wissen ja, wie es in Ragaz aussieht, aber ob Sie sich eine Idee machen von der Stille, die dort herrscht, glaube ich kaum. Mir ist so wohl zu Muthe hier, daß ich über meine tiefe Befriedigung ausgelacht werde — Berge, Himmel, grüne Wiesen, Ströme und Quellen, Alles finde ich schön, Alles spricht zu mir von unennbaren Dingen. Und nun vollends hie und da, sehr selten, aber doch bisweilen, einsame, lange Spaziergänge . . . Mit den Bauern rede ich gar zu gerne, — lerne auch ganz gut verstehen, was sie in ihrem eigenthümlichen Dialekt sagen. Neulich machte ich die nähere Bekanntschaft eines alten Philosophen aus Dorf Mels, der in blauer Blouse seinen Schubkarren neben mir herfuhr und die Großfürstin und mich eine halbe Stunde lang auf das Interessanteste unterhielt. Meine Pläne zerrinnen wie Wolkengebilde — schon gebe ich in Gedanken die Via Mala auf, — denn ich glaube nicht mit gutem Gewissen über einen ganzen Tag verfügen zu können. Tschudi hat sich auch entschuldigen lassen, — sein Kind ist noch immer so krank von jener Sântisexpedition her, daß er es nicht verlassen mag. Nun verzeihe ich Ihnen Rigi und Lauberhorn — was wäre aus Ihnen vielleicht auf dem Sântis geworden! Einen angenehmen Besuch hatten wir vor wenig Tagen — Gregorovius kam aus St. Moritz herüber, um uns zu sehen — immer derselbe, ein wenig anspruchsloser, dünkt mich. Sonst Niemand aus jener großen, lebendigen Geisterwelt — aber recht viel Besuche fürstlicher Personen. Jetzt ist Prinz Friedrich

auf längere Zeit hier, — auch Graf Risseleff, der Maler Lindemann, Frommel ebenfalls. Mitte Oktober kommen wir nach Haus; ich erscheine dann wahrscheinlich in Riga, doch nicht zum Abschiednehmen — das ist ein grundfalscher Begriff, sondern zum Wiedersehen, leben, erinnern, vorwärtsgehen . . . .

Lachen Sie nicht über den frischen Lebensmuth, ich steige soviel Berge hier, daß mir nichts schwer vorkommt. Leben Sie wohl — immer in treuer Freundschaft

Ihre

E. K.

\*

\*

\*

## XI.

29. Dezember 1862.

Vergebens habe ich jeden Morgen in dieser Woche geglaubt, Sie kämen endlich an! Warum haben Sie die milden Tage nicht benutzt? Sind Sie krank? Es war ja Ihre bestimmte Absicht zu kommen — und wie hätten wir uns Alle gefreut! Was soll ich Ihnen zum neuen Jahre wünschen? Friede, Friede im innersten Heiligthume Ihrer Seele — damit ist Alles gesagt, was man im Leben erwarten darf. Mein Herz begnügt sich freilich nicht damit und betet für Sie um Freude, um heiteres Glück — Gott gebe es! Da Sie nicht gekommen sind, müssen Sie mir wenn auch nur ein paar Worte schreiben. Vielleicht könnten Sie aber noch acht bis zehn Tage goldener Freiheit erobern; der Augenblick wäre so gut gewählt in jeder Hinsicht. Ist es möglich, so kommen Sie. — Brewern habe ich noch nicht gesehen. Utin besucht mich zuweilen, — es freut mich mit ihm über Sie sprechen zu können. Kavelin ist jetzt in Leipzig, im Juni kehrt er auf einige Wochen hierher zurück. Leben Sie wohl — jetzt und immer in treuester Freundschaft

Ihre

E. K.

(Schluß folgt.)





## Die Fehmgerichte im Lichte der neuesten Forschung.

~~~~~

**I**n einem finstern, engen Gewölbe. Die Richter des heimlichen Gerichts. Alle verummmt.“ So schildert Goethe im „Göz von Berlichingen“ die Scene, in welcher unter dreimaligem Rufe: „Weh! Weh! Weh!“ Adelheid von Weislingen, als des Ehebruchs und des Gattenmordes schuldig, dem Rächer überantwortet wird, der sie mit Strang und Schwert tilgen soll von dem Angesichte des Himmels binnen acht Tagen Zeit. Noch stärkeren Reiz des geheimnißvollen Schauders entfaltet Kleist in dem ersten Auftritt des „Räthchen von Heilbronn“: „Eine unterirdische Höhle mit den Insignien des Fehmgerichts, als: Todtenkopf, Schwert und Strang, von einer Lampe erleuchtet.“ Vorsitziger und Beisassen sitzen feierlich da, sämmtlich verummmt, umgeben von Häschern mit Fackeln. Kläger und Verklagter stehen vor den Schranken des hohen heimlichen Gerichts. Räthchen erscheint mit verbundenen Augen, eingeführt von zwei Häschern. Dreißig Jahre später beschreibt Zimmermann im „Münchhausen“, wie der alte Hofschulze in der Soester Börde (in Westfalen) eine Freigerichtssitzung abhält, zwar im tiefsten Geheimniß, dessen Bruch dem unberufenen Lauscher fast den Tod bringt, aber am Vormittag, unter freiem Himmel, auf einem von drei alten Linden gekrönten Hügel, einer uralten Gerichtsstätte.

Mit diesen Reminiscenzen aus unseren Dichtern beginnt Theodor Lindner seine 668 Seiten umfassende, von größtem Fleiße zeugende, jedoch, wie mir scheint, nicht von richtigen Gesichtspunkten ausgehende Monographie: „Die Beme“. (Münster und Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöning. 1888.) Von den genannten Dichtern ist Zimmermann, der Landgerichtsrath in Düsseldorf, der historischen Wahrheit am nächsten gekommen. Alle drei Poeten stimmen jedoch in zwei sehr wesentlichen Punkten überein: einerseits in der vorausgesetzten

Heimlichkeit des Verfahrens und andererseits darin, daß es wirklich „femenrogige“, d. h. faktisch vor das Gericht der sogenannten „heiligen geheimen Fehme“ gehörige Anklagesachen sind, welche in allen drei Fällen zur Verhandlung gelangen. Edelheid von Weislingen ist des Ehebruchs und des Giftmordes an ihrem Gatten, mithin also auch des Bruches ihres ehelichen Gelübdes schuldig. Der Graf Wetter von Strahl im „Käthchen von Heilbronn“ wird der Zauberei bezüchtigt und der junge Jäger oder richtiger der Graf im „Münchhausen“ hat vorwitzig und geflüffentlich das Geheimniß, in welches die Richter des geheimen Gerichts sich zu hüllen beliebten, zu lüften versucht. Für alle drei Fälle gab es nur eine Strafe: den Tod durch den Strang.

Was bedeutet nun das Wort „Veme“ oder richtiger „Feme“? Nach Grimm's Wörterbuch hat das Wort „feme“ zwei Bedeutungen: Einmal bedeutet es die Schweinemast im Gemeindewalde (abductio suum in silvam) und sodann ist „feme“ gleichbedeutend mit dem Worte Strafe (poena, supplicium). Der vielfach vorkommende Ausdruck: „femenoten“, d. h. Fehmgenossen, bezeichnet nichts anderes als die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Verbande<sup>1)</sup>, ursprünglich also der zur Ausübung der Schweinemast im Gemeindewalde berechtigten Personen, weiter aber auch der Zugehörigkeit zu einem Verbande oder einer Gesellschaft überhaupt, also auch eines Verbandes zur Strafverfolgung und des Züchtigungsrechts. „Feme“ wird zuletzt geradezu als identisch mit „vridine“, „Freigericht“ gebraucht. Es bezeichnet „in diesem Sinne den Verband aller derer, die zu einem und demselben „Dinge“ gehörten, das heißt alle die zu diesem Dinge gehörenden „femenoten (vemenoten, vegmenoten, vimmenoten). Die „Ding-femenoten“ stehen also, so prosaisch es auch klingen mag, den „Mast-femenoten“ (bez. vemenoinen) durchaus parallel.“

Bergegenwärtigen wir uns nunmehr den Boden, auf welchem die Fehmgerichte zuerst entstanden sind und wo sie ihre höchste Blüthe, etwa im 13. und 14. Jahrhundert und später, etwa im 15. und 16. Jahrhundert, ihren tiefsten Verfall fanden. Es ist das Land der „rothen Erde“, Westfalen und Engern, der Sitz der alten Sachsen, deren Herzog Wittekind von Karl dem Großen, dem Gründer des heiligen römischen Reichs, nach blutigem Ringen unterworfen worden war.

Dort hatten sich neben den landesherrlichen Gerichten, gewissermaßen als Rechtsnachfolger der alten, schon von Karl dem Großen eingesetzten Grafengerichte, die sog. Freigrafengerichte oder Freifühle erhalten, welche unmittelbar unter Kaiser und Reich

<sup>1)</sup> Dr. Jostes bei Lindner a. a. Orte S. 304 ff. Vergl. auch die Verse Hartmann's „vom Glauben“ aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts:

„Und hast es deinen Spott,  
Daß wir von rechter Schuld  
Die Veme (Strafe) dulden.“

standen und in denen ein vom Stuhl- oder Gerichtsherrn in Vorschlag gebrachter und vom Kaiser bestätigter Freigraf mit den zum Stuhle gehörigen Schöffen unter „Königsbann“, d. h. im Namen des Königs und unter Königsfrieden des Gerichts waltete. Die Beilehnung mit dem Königsbann erfolgte zuerst durch den Kaiser selbst, später in des Kaisers Namen durch den Landesherrn, den Erzbischof von Köln, nachdem Westfalen unter dessen Botmäßigkeit gekommen war. Obwohl diese Freigerichte zunächst nur in Westfalen und Engern tagten, konnte doch Jedermann sich dort sein Recht holen und zwar hauptsächlich in dem Falle, wenn er vor den landesherrlichen Gerichten im eigenen Lande kein Recht fand.

Die Erzbischöfe von Köln und ebenso die Bischöfe von Münster, Osnabrück und Paderborn hatten, wie wir später sehen werden, keinen Grund, an der Reichsunmittelbarkeit der Freigrafengerichte zu rütteln, wie solches die übrigen Landesherren thaten. Dem kanonischen Gesetze entsprechend, durften die geistlichen Herren den Blutbann weder selbst ausüben noch verleihen und daher konnten die Kirchenvögte, d. h. die von den reichsunmittelbaren Bischöfen eingesetzten Richter, den Blutbann nur vom Kaiser erhalten. (*Ecclesia non sinit sanguinem*).

Für die Reichsunmittelbarkeit der Freigrafengerichte sprechen ferner nicht nur die mündliche Ueberlieferung, sondern auch unanfechtbare schriftliche Zeugnisse. Was zunächst die mündliche Ueberlieferung anbelangt, so galt es als Axiom, gewissermaßen als Glaubenssatz, daß Karl der Große die „Freigrafenstühle“ eingesetzt und Papst Leo sie confirmirt habe.“ Man vergleiche hiemit z. B. die unerschütterliche Ueberzeugung, welche der westfälische Hoffschulze im „Münchhausen“ ausspricht. Ein gewisser Zusammenhang mit den Grafengerichten Karls scheint auch mir ganz unleugbar. Als schriftliches Zeugniß will ich hier zunächst den Bericht des großen Gelehrten und Staatsmannes Aeneas Sylvius, späteren Papstes Pius II., † 1455, anführen<sup>1)</sup>, welcher wörtlich folgendermaßen lautet:

„Karl der Große führte viele Kriege mit den Westfalen und brachte Ihnen große Niederlagen bei; zwang sie von dem Götzendienste abzutreten und die Religion Christi anzunehmen. Da sie nun öfter von dieser wieder abfielen und den Eid nicht hielten, so setzte er, um die Auflehnung durch die Furcht vor Strafe niederzuhalten, heimliche Richter ein, mit der Vollmacht, Jeden, von dem sie in Erfahrung brachten, daß er sich verschworen oder den Glauben gebrochen oder ein anderes schweres Verbrechen begangen habe, sobald sie nur seiner habhaft werden konnten, mit dem Tode zu bestrafen, ohne jede vorgängige Ladung oder stattgefundene Vertheidigung. Er wählte angesehenere und rechtschaffene Männer aus, von welchen nicht zu erwarten

<sup>1)</sup> de statu Europae c. 27. Dieser Bericht ist auch noch in anderer Beziehung von wesentlicher Bedeutung.

war, daß sie Unschuldige strafen würden. Die Westfalen setzte es in Schrecken und hielt sie schließlich beim Glauben fest, wenn oftmals in den Wäldern sowohl vornehme als geringe Männer mit dem Strick aufgehängt gefunden wurden, ohne daß vorher von einer Anklage verlautet hatte. Den dem Grund Nachforschenden galt es als ausgemacht, daß die Getödteten den Glauben gebrochen oder ein anderes großes Verbrechen begangen hätten. Dieses Gericht dauert bis auf unsere Zeit fort und wird das verbotene, heimliche (*vetitum, occultum, secretum iudicium*) genannt. Die demselben Vorstehenden werden als Schöffen bezeichnet und es vermessen sich dieselben, ihre Gerichtsbarkeit über ganz Deutschland ausdehnen zu wollen. Sie haben geheime Gebräuche und gewisse Heimlichkeiten, mit welchen sie die Uebelthäter richten. Noch niemals hat sich einer gefunden, der für Geld oder aus Furcht diese Heimlichkeiten enthüllt hätte. Von diesen Schöffen ist ein großer Theil nicht öffentlich bekannt und diese durchziehen die Länder, bemerken sich die Verbrecher, zeigen sie dem Gerichte an, klagen sie an und überführen sie, wie es bei ihnen Brauch ist. Die Verurtheilten werden in ein Buch eingeschrieben und dem geringeren Schöffen die Vollstreckung aufgetragen. Der Schuldige, der von seiner Verurtheilung nichts weiß, wird, wo man ihn findet, mit dem Tode getroffen. Uebrigens ist dieses Gericht ausgeartet, denn es werden geringwerthige Personen zugelassen und sie wagen Civilsachen zu verhandeln, während ihnen eine Gewalt nur in Strafsachen erlaubt war.“

Abgesehen von der mythischen Einsetzung der Freigerichte (später Fehmgerichte) durch Karl den Großen ist hier also von der Reichsummittelbarkeit dieser Gerichte nicht die Rede, wengleich dieselbe sich durch die ihnen auch hier zugeschriebene, ganz exorbitante und weit über die Grenzen Westfalens hinausgehende Competenz unschwer folgern läßt. Ein ganz authentisches Zeugniß aber haben wir in den sogenannten „Fragen des Kaisers Ruprecht“ vom Jahre 1406, in welchen auf die den versammelten Freigrafen im Namen des Kaisers vorgelegte Frage: „Was Rechtsens ein römischer Kunig habe in den freyn Gerichten?“ die nachstehende Antwort ertheilt wird: „Item darauf haben sy geantwortet und bekant, daß ein gegklicher Freygrave von eym römischen kunig befehnet sein solle, wann anders er keinen gewalt zu richten an den freyen stülen, er habe denn solchen gewalt von eym römischen kunige und darumb soll auch eyn gegklicher freygrave einem römischen kunig gehorsam und untertenig sein, als er das auch sweret, so man ein freygraven machet und der römische kunig sy aller freyen stüle und freygraven oberster Herr und richter.“

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr das Verfahren bei den ordentlichen Gerichten in Deutschland, wie es nach den Rechtsquellen bis in's späte Mittelalter überall üblich war. Das Verfahren war ein unbedingt öffentliches. Wir kennen noch jetzt die Plätze (die sog.

Malplätze), an denen zuerst die Grafen und später die königlichen oder landesherrlichen Gerichtsvögte unter freiem Himmel, am hellen Tage und öffentlich vor allem Volke, umgeben von ihren Schöffen, die Klagesachen untersuchten und von den Schöffen bez. dem „Umstande der Freien“ das Urtheil finden ließen. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtspflege, der Gerichtstage (der Dinge oder Thinge) unter freiem Himmel vor allem Volke ist altgermanisch. Die Deutschen sind — nach dem auf römischrechtlichen und kanonischen Einflüssen beruhenden heimlichen und schriftlichen Inquisitionsverfahren — gegenwärtig bloß zurückgekehrt zur guten Sitte ihrer Vorfahren. Das Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit galt für ganz Deutschland. Da tauchen mit einem Male auf der „rothen Erde“, in Westfalen und Engern, unter einem kerndeutschen Volksstamme, plötzlich heimliche, im Verborgenen wirkende, überall Furcht und Schrecken verbreitende Gerichte auf. In der „kaiserlosen der schrecklichen Zeit“, d. h. von dem Untergange der Hohenstaufen ab bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg, etwa vom 13. bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts, also zu den Zeiten des Faustrechts, wo die frühere Macht und Herrlichkeit der deutschen Kaiser auf Null herabgesunken war, da allein der Starke und Kräftige regierte, der Arme und Schwache ihm aber machtlos preisgegeben war, gewinnen sie eine ungeahnte, ja geradezu beispiellose Bedeutung. Da wenden sich Alle, die sich in ihrem guten Rechte gekränkt fühlen, an die Fehmgerichte in Westfalen und Engern. Und sonderbar! sie haben die Gewalt, ihren Urtheilsprüchen Nachdruck zu geben. Die Frei- oder Fehmgerichte werden im vollsten Sinne des Wortes ein Hort aller Bedrängten, ein Schutz und Schirm der Kleinen wider die Großen. Die Zahl der „wissenden Freischöffen“ beschränkt sich bald nicht mehr auf die Söhne der „rothen Erde“, sondern sie verbreitet sich über das ganze Reich, während die Freistühle selbst, mit geringen Ausnahmen, auf Westfalen beschränkt bleiben. Selbst Fürsten und Herren drängen sich dazu, Freischöffen zu werden, da man dadurch einen gewissen Schutz und Schirm vor der vernichtenden Gewalt der Freischöffen erhielt<sup>1)</sup>. Diese Schöffen wurden meistentheils von einem westfälischen Freigrafen, welcher aber in vielen Fällen nichts anders war, als ein schlichter aber selbstverständlich freier Bauersmann, sesshaft auf eigener Scholle, durch einen feierlichen Eidschwur und unter geheimnißvollem Ceremoniell zum Dienste verpflichtet. Knieend und entblößten Hauptes, den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand auf ein bloßes Schwert legend, hatte der

1) Wird doch Solches sogar vom Kaiser Sigismund erzählt, der zu Dortmund, auf öffentlichem Plage am 2. September 1429 sich in die Zahl der Freischöffen habe aufnehmen lassen und, vor dem Freigrafen knieend, den Fehm eid geschworen habe. Höchst wahrscheinlich eine Fabel, da Kaiser Sigismund im Jahre 1429 gar nicht in Westfalen gewesen ist. Trotzdem hat das Märchen lange Zeit hindurch vollen Glauben gefunden, ein sicheres Zeichen dafür, in welchen Respekt sich die Freigrafen zu setzen verstanden hatten.

Aufzunehmende zu geloben, daß er die „heilige Fehme fortan wolle helfen, halten und verhehlen vor Weib und Kind, Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor all demjenigen, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor alle dem, was zwischen Himmel und Erde ist und daß er dem freien Stuhle, darunter er gesessen sei, Alles vorbringen wolle, was in die heimliche Acht des Kaisers gehört, er für Wahrnisse und von wahrhaften Leuten habe sagen hören, das zur Rüge oder Strafe geht, das „femwrogen“ (d. h. ein vor die Fehme gehörendes, von der Fehme zu rügendes Verbrechen) sei, auf daß es gerichtet oder mit Willen des Klägers in Gnaden gefristet werde, und daß er das nicht unterlassen wolle um Lieb noch Leid, um Gold noch Silber noch um Edelgestein und er stärken werde dies Gericht und Recht nach allen seinen fünf Sinnen und Vermögen und daß er das Gelobte wolle festhalten, so wahr als ihm Gott helfe.“

Alles das, was der aufzunehmende Schöffe mit diesen Worten gelobte und zwar mit allen sich aus diesem Eide ergebenden Rechten und Verpflichtungen, war nun nicht etwa ein in feierliche Formen sich kleidendes Possenspiel, sondern bitterer Ernst und furchtbare Wirklichkeit, wie die zahlreichen Nachrichten über das heimliche Aufhängen Verfehmter in Westfalen und später in allen Theilen Deutschlands zur Genüge beweisen.

Wie nun erklärt sich diese ganz exorbitante, dem bisherigen Rechtsleben des deutschen Volkes nicht nur gänzlich fremde, sondern auch durchaus widersprechende Erscheinung? Aus der Zeit des Interregnums mit ihren Schrecken allein gewiß nicht, denn die westfälischen Freigerichte, mit denen die Fehme in einem unstreitig vorhandenen, aber gegenwärtig schwierig zu erkennenden Connexe steht, haben auch schon vor den Fehmgerichten bestanden.

Versuchen wir, dieser für die Kulturgeschichte des Mittelalters hochwichtigen Frage an der Hand des neuesten Forschers über die Fehmgerichte<sup>1)</sup>, Friedrich Thudichum, näher zu treten.

Aus dem oben bereits citirten Berichte des Aeneas Sylvius (Papst Pius II.) geht zunächst soviel hervor, daß er aus einer Zeit stammt, in welcher die Fehmgerichte nicht nur in Verfall gerathen, sondern auch zu einer nicht zu unterschätzenden Gefahr für die Rechtssicherheit im ganzen Reiche geworden waren. Sodann aber informirt uns dieses Referat darüber, daß wir es mit einem Gerichte zu thun haben, welches sich von jeher in das strengste Geheimniß hüllte. Endlich ist ein gewisser Zusammenhang mit den Bestrebungen der Kirche, letztere von dem Abfall vom Glauben und der Kezerei freizuhalten, unverkennbar. Aeneas Sylvius behauptet ausdrücklich, Karl der Große habe die

<sup>1)</sup> Friedrich Thudichum: „Fehmgericht und Inquisition“ erschienen 1880 und derselbe: das „heilige Fehmgericht“ in Sybel's historischer Zeitschrift, 68. Band, 1892.

occulta judicia eingesetzt, unter Anderem, um Diejenigen, welche den „Glauben gebrochen“, zu bestrafen. Dem Umstande ferner, daß diese Gerichte heimliche waren, ist es beizumessen, daß wir aus älterer Zeit, etwa aus dem 13. und 14. Jahrhundert nur sehr dürftige Nachrichten über die Wirksamkeit der Fehmgerichte haben. Erst aus dem 15. Jahrhundert, d. h. aus den Zeiten des Verfalls dieser Gerichte, stammt das allerdings sehr reichhaltige Urkunden-Material<sup>1)</sup>, aus dem wir uns gewissermaßen durch Rückschlüsse ein Bild von ihrer Entstehung und ihrer Thätigkeit machen können. Aus allen Theilen des Reichs liefen nämlich etwa im 15. Jahrhundert bei den Kaisern Klagen ein über die vielfachen Mißbräuche und schändlichen Gewaltthaten (Justizmorde), welche sich die heimlichen Gerichte zu Schulden kommen ließen. In Folge dieser vielfachen Klagen sahen sich insbesondere die Kaiser Ruprecht und Friedrich III. bewogen, bei den Erzbischöfen von Köln wiederholt anzufragen, welche Beschaffenheit es denn eigentlich mit diesen Freigerichten habe und auf ihre zeitgemäße Reform zu dringen. Die Erzbischöfe nun beriefen Versammlungen der Freigrafen (sog. Kapitel) und legten ihnen schriftlich formulierte Fragen vor, die dann von ihnen, soweit sie eben wollten und soweit es ihnen passend erschien, beantwortet wurden. Die betreffenden Protokolle sind uns erhalten. So z. B. die sogenannten Ruprechtischen Fragen vom Jahre 1408, die Kapitelbeschlüsse der Soest-Dortmunder Freigrafen v. J. 1430, die sog. Arnberger Reformation v. J. 1437 und die Reformation Friedrich III. v. J. 1490. Daneben sind uns verschiedene Weisthümer und Rechtsbücher erhalten, wie z. B. das von Troß herausgegebene Rechtsbuch in seiner „Sammlung merkwürdiger Urkunden“, die von Friedrich Hahn abgedruckte „alte westfälische Gerichtsordnung“, das von Grote herausgegebene Koesfelder Rechtsbuch und eine Unmasse anderer Urkunden.

So weitläufig dieses Quellen-Material auch ist, so stammt es doch, wie schon angedeutet, aus verhältnißmäßig später Zeit des Bestehens der Freigrafengerichte, d. h. aus einer Zeit, in welcher sich die Kompetenzen letzterer mit denen der „heiligen Fehme“ in gar seltsamer Weise vermischt und verquickt hatten. Da ferner Freigrafen- und Fehmgerichte meistens, wie wir sehen werden, mit einander zusammenfielen (ich möchte sagen in Folge von Personal-Union), so ist häufig sehr schwierig zu entscheiden, ob eine, auch an und für sich wohlverbürgte urkundliche Nachricht sich etwa nur auf die offenen Gerichte oder nur auf das heimliche Gericht oder auf beide zusammen bezieht. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich annehme, daß ganz abgesehen von dem geheimnißvollen Nimbus, der die Fehmgerichte umschwebte, gerade dieser, über die beiderseitigen Kompetenzen der offenen und der heimlichen Dinge herrschenden Unklarheit die Verwirrung beizumessen ist,

<sup>1)</sup> Das betreffende Urkunden-Material findet sich in großer Vollständigkeit angeführt bei Lindner, a. a. D. S. 199—303.

welche sich auch noch heute in Bezug auf die Entstehung und die Wirksamkeit der Fehmgerichte geltend macht.

Fest steht, daß die Freigrafengerichte Westfalens, falls sie überhaupt an die Stelle der alten Grafengerichte Karls des Großen getreten sind, ursprünglich nur Gerichte mit öffentlichem und mündlichem Verfahren gewesen sein können, denn nur solche entsprechen der hinlänglich verbürgten germanischen Rechtsanschauung. Tritt nun in diesen Gerichten ein ihnen fremdes, ja ein ihrem ganzen Charakter entgegengesetztes Element oder Princip auf, so werden wir kaum irre gehen, wenn wir dieses fremde Element auch auf fremdem Boden suchen. Heimlichkeit der Rechtspflege ist ein Uebel und Rom ist die Pandorabüchse gewesen und ist es noch bis auf den heutigen Tag, aus welcher schwere Uebel deutschem Wesen und deutscher Reichsherrlichkeit entstiegen sind. Vielleicht werden wir auch in dieser Frage den bekannten „*stylum Curiae romanae*“ wiedererkennen.

Von jeher hat es die katholische Kirche als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen, den Abfall vom Glauben, die Ketzerei zu bekämpfen. Gewiß ist es, daß fast alle seit dem Beginn der Ketzerverfolgungen regierenden deutschen Kaiser, w. z. B. Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII., Karl IV., Wenzel, Sigismund und Friedrich III., bei ihrer Krönung zum römischen Kaiser, die meisten auch schon vorher, in die Hände des Papstes oder deren Bevollmächtigten geschworen haben: „den wahren katholischen Glauben zu beschützen und alle Schismatiker und Häretiker sammt ihren Beschützern aus der Kirche zu vertreiben.“ Wie ich nun Thudichum (in Sybel's historischer Zeitschrift, Band 68, S. 39) entnehme, hat der Docent der Rechte an der Prager Universität Dr. Henner unter dem Titel: „Beiträge zur Organisation und Competenz der päpstlichen Kegergerichte“ ein gründliches Werk veröffentlicht, welches über die Maschinerie sowohl der päpstlichen, als auch der bischöflichen Keger-Inquisition in mehrfacher Hinsicht neues Licht verbreitet, insbesondere auch über die Gehülfen bei der Ketzerverfolgung. Die päpstlichen Inquisitoren nämlich wie auch die Bischöfe hatten nach Henner ihre besonderen Diener, welchen die Aufgabe zufiel, die Keger aufzuspüren, zu beobachten, zu verhaften, zu foltern, zu verbrennen und ihre Habe zu confisciren. Dieselben hießen *executores*, *nuncii*, *bedelli*, *famuli* u. s. w. Sie leisteten natürlich einen gestrengen Gehorsameid und hießen daher auch *jurati inquisitiones*.

In den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts schufen die Päpste aber noch eine große Anzahl von besonderen Gesellschaften, deren Mitglieder nicht Armuth und Keuschheit gelobten, sondern nur Gehorsam zur Hülfe gegen die Häretiker. Dahin gehören zunächst die dem Franziskaner-Orden angeschlossenen Brüder und Schwestern der Buße, *fratres sororesque de poenitentia* v. J. 1221 und die dem Dominikaner-Orden angeschlossene Kriegsschaar Jesu Christi, im Jahre 1224 vom Papste Honorius III. bestätigt. Neben diesen beiden allgemeinen Ge-

noffenschaften traten viele landschaftliche in's Leben. In Italien die schon von Innocenz III. 1215 bestätigten Kreuzbrüder (crucesignati), die von Gregor IX. geschaffene Kriegsschaar Jesu Christi zur Bekämpfung der Ketzer in den päpstlichen Landen, in Frankreich ferner die vom päpstlichen Legaten Konrad gestiftete Gesellschaft der „Ritter des Glaubens“ und die auf der Synode zu Toulouse gestiftete Gesellschaft. In Spanien endlich ein ähnlicher Verband, deren Genossen ein geheimes Erkennungszeichen in Gestalt einer goldenen Münze bei sich trugen, auf welcher das Inquisitionswappen eingegraben war.

Der allgemeine Name der Mitglieder dieser Gesellschaften war: „familiares“, zu deutsch: Vertraute. Alle genossen das Privileg, Waffen zu tragen und hatten eidlich zu geloben, alle mögliche Hülfe zur Ausrottung der Ketzerei zu leisten und ihren Vorgesetzten zu gehoramen, auch ihr Vermögen und ihr Leben dafür einzusetzen, lediglich aus frommem Eifer und zur Förderung ihrer eigenen Seligkeit. Sie gehörten allen Ständen an, den Armen und Reichen, je mehr, desto besser. Vielfach blieb ihre Mitgliedschaft geheim, denn es gehörte ja eben zu ihrer Aufgabe, sich in das Vertrauen der der Ketzerei Verdächtigen einzuschleichen, um sie desto sicherer in die Falle zu locken<sup>1)</sup>.

Daß Deutschland von ähnlichen Genossenschaften verschont geblieben sein soll, ist in hohem Grade unwahrscheinlich. Ein anonymes Verfasser einer Geschichte der Fehmgerichte v. J. 1737 (nach Thudichum a. a. D. S. 43) sagt ausdrücklich, daß es auf Veranlassung des Erzbischofs Engelbert von Köln und seiner grausamen Rathgeber der Dominikaner und zwar in seiner Eigenschaft als Reichsverweser unter der Regierung Friedrich II. (1215—1250), also zu einer Zeit, wo die Ketzerverfolgungen ihren Anfang genommen, geschehen sei, daß die Gebräuche der Ketzer-Inquisitionen auf „dies weltliche Gericht“, d. i. die Freigrafengerichte, angewendet worden seien. Dazu war nun dieser Erzbischof von Köln, welchen die Kirche den „Heiligen“ nennt, mehr wie irgend ein anderer geeignet. Er hatte mit verschiedenen niederrheinischen Herren persönlich an dem scheußlichen Kreuzzuge gegen die Albigenser theilgenommen und verstand sich daher auf die Ketzerjagd, wie Thudichum bemerkt. Die gegen die Waldenser (gestiftet zwischen 1160 und 1180) gerichteten Verfolgungen hatten ferner die nothwendige Folge gehabt, daß diese gleichfalls von der Kirche excommunicirte christliche Sekte sich über das ganze Elsaß und den Rhein bis ostwärts nach Böhmen verbreitete. Noch unter Engelbert erscheinen die Dominikaner, die strengen Ketzerriecher und Verfolger in der Diöcese Köln, wo sie um 1224 eine ganze Niederlassung gründeten. Ketzer waren überall im Reiche vorhanden, also auch in Westfalen. Den Blutbann besaßen die geistlichen

<sup>1)</sup> Die causa movens der Gründung dieser Gesellschaften wird wohl zunächst in den für die Kirche äußerst gefährlichen Ketzereien der Albigenser und Waldenser zu suchen sein.

Gerichte, die mit den späteren Inquisitionsgerichten nicht zu verwechseln sind, nicht. Was lag nun näher, als den bereits bestehenden Freigrafengerichten, als Rechtsnachfolgern der alten Grafengerichte Karls des Großen, von welchen ja die Sage ging, daß sie recht eigentlich „zum Zwecke der Verhinderung des Abfalls vom Glauben“ in Niedersachsen eingesetzt worden seien, die angeblich volle Erbschaft dieser letzteren zu übertragen. Man machte sich klügllicherweise, wie solches die katholische Kirche immer gethan hat, die im Munde des Volkes lebende Ueberlieferung zu Nutze und vermied gleichzeitig das Odium besonderer Ketzgerichte, mit denen sich der deutsche Volksgeist und die deutsche Rechtsanschauung niemals befreunden konnten. Beweis dafür der Tod des bluttriefenden Ketzerrichters Konrad von Marburg, der schließlich wie ein toller Hund todtgeschlagen wurde. Gleichzeitig aber und um die kaiserlichen Gerichte beliebig lenken zu können und den eigenen Zwecken dienstbar zu machen, rief man eine besondere Gesellschaft unter dem Namen der „heiligen Fehme“ zur Verfolgung der Ketzerei in's Leben und suchte dabei selbstverständlich vorzugsweise Freigrafen und Schöffen zu Genossen des Bundes herbeizuziehen. Der Zauber des Geheimnisses, die bedeutende Erweiterung der richterlichen Gewalt, das Bewußtsein unter dem besonderen Schutze des allmächtigen Papstes zu stehen, frommer Glaubenseifer, ja ein gewisser religiöser Fanatismus, welcher nicht nur zu jener Zeit den Anwohnern der sog. „Pfaffengasse“ vorzugsweise eigen war, begünstigten diese ebenso schlaun wie perfiden Bestrebungen, welche sich einem Boden und eigenthümlichen landesüblichen Zuständen anpaßten, wie solche im hierarchischen Interesse in ganz Deutschland kaum günstiger gedacht werden konnten. Freigrafen wie Freischöffen bißen gierig auf den hingehaltenen Köder und ließen sich in die Zahl der sogenannten: „Wissenden“ aufnehmen, ohne zu ahnen, daß sie sich in majorem dei gloriam einer Herrschaft, einem Princip unterwarfen, aus welchem von jeher für Deutschland nur Unheil geflossen ist. Derselbe Freigraf, der sonst dem unbedingt öffentlichen Gerichte vorsah, präsidirte nunmehr auch dem „heimlichen“. Dieselben Freischöffen, welche das Urtheil in dem „offenen Dinge“ fanden, waren auch Urtheilsfinder im geheimen Gericht, nur daß der Kreis der „Femgenossen“ allmählich weit über den Kreis der alten Freigrafen und deren Schöffen hinausging. Erstere bildeten eben eine besondere Genossenschaft, die „femenoten“, in welcher es, wie es scheint, sehr verschiedene Grade gab.

Welcher innere Zusammenhang aber zwischen den Fehmgerichten Westfalens und den freien offenen Gerichten bestand, dürfte im Einzelnen jetzt schwer festzustellen sein. Wie es scheint, vermischten sich mit der Zeit die Kompetenzen beider Stühle, oder vielmehr die „heimlichen“ Gerichte rissen immer mehr Sachen an sich, die ursprünglich nur vor die Freigerichte gehörten. „Offene“ und „geheime Recht“ lassen sich später kaum mehr auseinanderhalten und in diesem Umstande hat so-

wohl die Blüthe der Fehmgerichte, wie ihr späterer Verfall ihre gemeinsame Wurzel. In den Zeiten des Faustrechts, wo die Hand eines Jeden war aufgehoben gegen Jedermann, wo nur der Große und Mächtige Recht behielt, da waren diese Gerichte gegen freche Rechtsverächter, die „nicht nur die Kirche und die Kirchhofs, sondern auch die königlichen Straßen schindeten“, an ihrem Plage. Von wackeren, ehrbaren Männern besetzt, war ihre Competenz, auf kaiserliche und päpstliche Privilegien fußend, unbestritten. Sie richteten und strafte rückwärtslos und ohne Ansehen der Person überall da, wo vor sonstigen kaiserlichen und landesherrlichen Gerichten das Recht versagte, wo kein Recht zu finden war. Unter dem Mantel des tiefsten Geheimnisses trifft der Rächerarm, d. h. die Strafe des Stranges Jedermann, sei er hoch oder niedrig, reich oder arm, Mächtige und Schwache.

Wie Thudichum a. a. D. S. 21 hervorhebt, ist schon im 18. Jahrhundert von einer Reihe hervorragender Schriftsteller die nahe Verwandtschaft der Fehmgerichte mit der Inquisition deutlich erkannt und ausgesprochen worden. So z. B. bemerkt der Freiherr Heinrich von Senkenberg in seiner 1762 veröffentlichten „epistola de iudiciis Westphalicis“ S. 146: Das Verfahren der Fehmgerichte sei ein sehr schleuniges und vom Inquisitionsverfahren gegen Ketzer nicht viel verschiedenes gewesen (*Ipsa processus forma brevissima, nec multum a processu inquisitorio in haereticos diversa*). Ferner bezeichnet Spittler in seiner Geschichte der Fürstenthümer Kalenberg und Hannover, 1786, 1, 61 die Fehmgerichte als sichtbare Kopieen des Verfahrens der geistlichen Inquisitionsgerichte. Endlich Theodor Berk (Geschichte der westfälischen Fehmgerichte, 1815, S. 422), welcher den Fehmgerichten ausdrücklich die Verfolgung aller Verbrechen gegen den Christenglauben zuweist.“

Wollte man nun aber nach dem Obigen dennoch die Ansicht, daß die Genossenschaft der „heiligen Feme“ und das mit ihr in Zusammenhang stehende fehngerichtliche Verfahren den Bestrebungen der Kirche, den Abfall vom Glauben und die Verbreitung von ketzerischen Irrlehren zu verhindern, ihre Entstehung verdanke, noch nicht als thatsächlich genügend begründet erachten, so dürften nachstehende, gleichfalls von Thudichum am angezeigten Orte (*Sybel's historische Zeitschrift*, Bd. 68) angeführte und von vorzüglicher Beherrschung des weitschichtigen rechtshistorischen Materials zeugende Argumente kaum einen Zweifel darüber übrig lassen, daß die Fehmgerichte, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, nichts weiter waren, als einfache Ketzergerichte.

In einem auch von Lindner (*Beme* S. 440) angeführten Briefe des Freigrafen Dufur v. Jahre 1431 an den Kaiser Sigismund heißt es wörtlich: „Wie denn Ew. Königliche Gnade wohl wissen werden, daß der große König Karl dieses heilige Gericht gesetzt hat zum ersten auf vier Stücke, die man in Westfalenland auf den Freistühlen

und nirgends anderswo richten sollte, wenn sie mit rechter Klage angebracht sind, wie Recht; und darnach sieben andere Stücke, der heiligen Kirche zur Hülfe und Stärkung, aus welchen eilf Punkten der zwölfte mit Grund entsprossen ist<sup>1)</sup>). Darnach Kaiser Heinrich und Kaiser Friedrich mit Beistimmung aller Freistuhll Herren und aller Freigrafen diese zwölf Punkte bestätigt und so fest bestimmt haben, daß Niemand in dem Rechte (d. h. Gerichte) dieselben zu ändern oder anders richten soll, in keiner Weise, welche Punkte und heimlich Recht alle römischen Kaiser und Könige seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag beschworen und bestätigt haben.“

In einem Urtheilsbriefe ferner vom 31. Mai 1473 halten der Freigraf und die Schöffen des Stuhles zu Arnberg dem Kaiser Friedrich III. vor, daß er und sein Kammergericht die Gerichtsbarkeit der heimlichen Gerichte nicht hemmen dürfe, da „solches wider Se. Kaiserl. Majestät und das heilige Reich sei und gegen die Konfirmationen und Reformationen, sintemal der Kaiser nach seinem Krönungseid ein Mehrer des heiligen Reichs sein sollte, den heimlichen Gerichten, Gott, dem heiligen Reich, der römischen Kirche und dem Christenglauben und gerade zur Stärkung dieses Glaubens im Lande Westfalen zuerst vom Allerheiligsten Papst Leo und dem heiligen König und Kaiser Karl dem Großen auf höhere Eingebung entsprechende Gesetze gemacht worden seien.“

In beiden Briefen ist Wahres und Falsches durcheinander gemischt; in dem von dem Freigrafen Duker herrührenden Schriftstücke sind unter den daselbst genannten Kaisern „Heinrich“ und „Friedrich“ unzweifelhaft die Kaiser Heinrich VI. (1190—1197) und Friedrich II. (1215—1250) gemeint. Unter dem Kaiser Friedrich II. war aber gerade jener Erzbischof Engelbert von Köln Reichsverweser, unter dessen Regierung und zwar im Jahre 1222 ein Reher, welcher eine Hostie in den Koth geworfen, an einem Baume aufgehängt, also gerade mit der den Fehmgerichten eigenthümlichen Strafe belegt worden ist.

Vergleichen wir nun mit den soeben angeführten beiden Briefen die Urkunde über die sogenannte Arnberger Reformation vom Jahre 1490. In diesem Jahre berief nämlich auf Andringen Kaiser Friedrichs III. (1440—1493) der damalige Erzbischof von Köln eine neue allgemeine Versammlung von Freigrafen und Freischöffen nach Arnberg, um durch gemeinsame Berathungen die heimliche Fehme wieder auf ihre wahre Bestimmung und Einrichtung zurück zu führen. Bei dieser Gelegenheit bezeichneten die versammelten Freigrafen und Schöffen als geltendes Recht:

Vor die „heimliche Acht“, d. h. vor die Fehmgerichtssitzungen gehören:

<sup>1)</sup> Wir werden gleich weiter unten erfahren, was unter diesen vier und resp. acht Punkten oder Stücken zu verstehen ist.

„1) Die Heimlichkeit die Carolus magnus offenbart<sup>1)</sup>; 2) So Jemand Ketzereien ausheft und vorbringt; 3) So Jemand vom Glauben abfällt und ein Heide wird; 4) So Jemand einen falschen Eid schwört; 5) So Jemand hezet und zaubert oder mit dem Bösen ein Bündniß aufrichtet; 6) So Jemand die Heimlichkeit offenbart.“

Vor die offene Acht oder das offene Ding gehört: 1) Muthwillen an Kirchen und Klöstern, 2) Diebstahl, 3) Nothzucht, 4) wer Kindebeterinnen beraubt, 5) offene Verräther, 6) Straßenraub, 7) Eigenmächtigkeit, 8) heimliche und offene Todschläger, 9) die Andern Land abpflügen, 10) *Judaei, sacrilegia committentes.*“

In dieser Rechtsweisung werden klar und ausdrücklich sogenannte „femewrogige“, d. h. vor die geheimen, die Fehmgerichte gehörige Anklagesachen und solche Sachen, die vor die gewöhnlichen offenen Freigrafengerichte competiren, unterschieden. Erstere aber sind lediglich solche Verbrechen, welche sich gegen die Kirche und den Christenglauben richten.

In dem bereits erwähnten Brief des Freigrafen Dufur v. J. 1431 an den Kaiser Sigismund (1410—1438) wird auf 4 resp. 8 Stücke oder Punkte hingewiesen, über welche die Freistühle mit Recht richten sollen. Auch hier werden, ohne jedoch den Inhalt zu bezeichnen, die ersten vier Punkte mit dem Namen *Caroli magni* in Verbindung gebracht, d. h. als altes Recht vorangestellt. Diese vier und resp. acht Stücke sind nun unzweifelhaft nichts anderes als die soeben allegirten sechs (oder richtiger fünf) und zehn Punkte der Arnberger Reformation vom Jahre 1490, nur mit dem Unterschiede, daß in Dufur's Briefe einige Verbrechen unter einem Punkte zusammengefaßt sind, die in der Reformation unter besonderer Ziffer aufgezählt werden.

Diese Reformation ferner, welche, wie nicht außer Acht zu lassen ist, in eine Zeit fiel, wo die Fehmgerichte bereits ihrem Verfall entgegen gingen, giebt uns, wie ich vermuthet, die erste authentische Auskunft über die wichtige Competenz der „heimlichen Gerichte“, denn sowohl die Fragen Kaiser Ruprecht's von 1408 als die Arnberger Reformation von 1437 (unter Kaiser Sigismund) vermischen aus leicht erklärlichen Ursachen die Competenzen der „offenen“ und der „heimlichen Dinge“ und zählen, ohne einen Unterschied zu machen, neben den Verbrechen wider die Kirche und den heiligen Glauben, auch die anderen, unzweifelhaft nur vor die offenen Dinge gehörigen Verbrechen auf, selbstverständlich nur aus dem Grunde, um außer der Ketzerei zc. auch Mord, Raub, Diebstahl, also gewöhnliche, vor die ordentlichen Gerichte gehörige Verbrechen auf dem Wege des bequemen, abgekürzten, heimlichen Ver-

<sup>1)</sup> Der Punkt 1 ist offenbar nur als Ueberschrift anzusehen, wie Punkt 6 beweist. Es sind also in Allem nicht 6, sondern nur 5 Punkte oder sogen. Stücke.

fahrens verfolgen zu können<sup>1)</sup>. So spricht sich z. B. die Arnberger Reformation v. J. 1437 dahin aus:

„Und um diese Mißethaten mag man hinfort mit Recht Vorladungen erlassen: Zum Ersten gegen Laien=Christen, wenn es sich gebürt<sup>2)</sup>, die von dem Christenglauben in Unglauben traten; Zu dem andern male de gewyde (geweihte) kirchen myt kirchhoven unde königes strassen schinden unde raben (rauben) uff der landstrafe“ u. s. w. Ganz ebenso drücken sich die Ruprecht'schen Fragen aus: Auf die Frage, wegen welcher Sache man Jemand vor die Freistühle heischen und dort verfahren möge? antworten die Freigrafen: „Mit dem Ersten: Keger, die von dem Christenglauben fallen, Diebstahl, Kirchhöfe= und Kirchen=schänden“ u. s. w. Sie warfen also absichtlich „offene“ und „heimliche Mcht“, wie sie in der Reformation von 1490 streng geschieden wird, da es nun auf das Geheimniß kaum mehr ankam, mit einander zusammen.

Berücksichtigt man nun noch

1) daß das Fehmgericht in vielen Urkunden als „heiliges geheimes Gericht“ bezeichnet wird, eine Bezeichnung, welche wir für die anderen ordentlichen und öffentlichen Gerichte nicht finden (Thudichum a. a. D. S. 27),

2) daß eine Strafe, auf welche die Fehmgerichte erkannten, ursprünglich einzig und allein der Tod durch den Strang war (Thudichum a. a. D. S. 19),

3) daß der Tod durch den Strang in ähnlicher Weise wie der Feuertod, zu welchem die Gerichte der „heiligen Inquisition“, d. h. die eigentlichen geistlichen Kegergerichte, die Häretiker verdamnten, in augenfälliger Verbindung steht mit dem heuchlerischen kanonisch=rechtlichen Grundsatz: „ecclesia non sinit sanguinem“, die Kirche vergießt kein Blut, — und daß endlich

4) den Fehmgerichten gewisse päpstliche Privilegien zu Theil geworden sind, nach welchen Niemand „sie hemmen, excommuniciren oder außerhalb eines gewissen Bezirkes vor Gericht ziehen dürfe“ (Bulle des Papstes Nicolaus V. v. 16. Oktober 1452), so wird man wohl die von Thudichum in seiner Monographie: „Fehmgericht und Inquisition“ siegreich verfochtene Ansicht: die „heilige Feme“ sei ursprünglich nur eine Genossenschaft zur Verfolgung der Keger und die Fehmgerichte seien ursprünglich nur höchst kläglich mit den bestehenden Freigrafengerichten verbundene Kegergerichte gewesen, schwerlich weiter anstreiten können<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Allerdings kurz und ungerecht, wie man zu sagen pflegt, aber zu den Zeiten des Faustrechts vielleicht recht praktisch.

<sup>2)</sup> Man findet statt der Worte: „wan ez gebürt“ auch: „mannes gebürt“. Thudichum in Sybel's histor. Zeitschrift, Band 68, S. 15.

<sup>3)</sup> Der Verfasser des von Troß veröffentlichten alten Fehmrechtsbuchs (Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geschichte des Fehmgerichts, 1826,

Will man nun aus diesem bezüglich der Entstehung der Fehmgerichte von Thudichum mit Glück geführten Beweise, zusammengehalten mit dem Umstande, daß die Bezeichnung Fehmgerichte und Freigerichte von jeher promiscue gebraucht wird, die sich von selbst ergebenden Schlüsse ziehen, so ergiebt sich zum Mindesten die hohe Wahrscheinlichkeit, daß letzteren Gerichten der nachstehende ganz exceptionelle Charakter beizumessen ist, welcher in der Rechtsgeschichte schwerlich seines Gleichen findet. Einmal sind es ächte Volksgerichte mit öffentlichem und mündlichem Verfahren nach Anleitung des Sachsenspiegels, sodann aber auch geheime Gerichte mit durchaus verschiedener Competenz und ebenso verschiedenem Verfahren. Wir haben es gewissermaßen, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, mit zwei verschiedenen Departements eines und desselben Gerichts zu thun, deren Mitglieder in den meisten Fällen identisch, d. h. sowohl Freischöffen als auch zum Verbande der Fehme gehörige Schöffen, also sog. „Wissende“ waren, solches aber nicht zu sein brauchten. Nicht zur Fehmgenossenschaft gehörige Schöffen konnten selbstverständlich nur in dem Departement mit öffentlichem Gerichtsverfahren, in der „offenen Aecht“ Sitz und Stimme haben; Wissende dagegen sowohl in der „offenen“ wie in der „heimlichen Aecht“ theilnehmen. Je nach dem Departement, möchte ich sagen, richtete sich Anklage, Vertheidigung, Beweisführung und Urtheil. Die Wissenden unterschieden, ob eine Sache „femenvrogig“ war oder nicht, d. h. ob sie vor die „offene“ oder vor die „geheime Aecht“ gehörte. Daß die „geheime Aecht“ ihre Thätigkeitsphäre sehr bald auf Kosten der „offenen“ erweiterte und somit später weit über den Kreis der ursprünglich allein „femenvrogigen“ Sachen hinausging, lag in der Natur der Sache.

Andererseits aber ist es kaum zu bezweifeln, daß es weder den Päpsten, noch auch den Erzbischöfen von Köln, noch auch den übrigen Bischöfen zu irgend einer Zeit gelungen ist, alle sog. Freigrafen und Freischöffen in den von ihnen gestifteten Faimbund zu bringen,

---

S. 28—53) beginnt seine Darstellung mit dem Satze: „Ewiger Gott, erleuchte meine Sinne, damit ich vor dem Freigerichte handeln möge, so daß die Gerechtigkeit ihrem Fortgang habe zu Trost und Beistand der heiligen Kirche und dem Christenglauben“. Seite 40 sagt er ferner: „Man soll keinen Freigrafen bannen, so lange er unverfolgt ist von seinem obersten Vorgesetzten (dem Kaiser); weder der Papst noch Jemand anderes, sintemal er in Kaiserlichem und Königlichem Statt und Stuhl sitzt und die Freigerichte und heimliche Aecht zu Recht handhabt, da die freien Gerichte der heiligen Kirche und dem Christenglauben großen Beistand thun, durch den heiligen Kaiser Karl eingesetzt und durch den heiligen Vater Papst Leo confirmirt sind, ausgenommen nur drei Punkte, das ist, wenn er an dem Christenglauben zweifelt und sein Eheweib verleiße und Gotteshäuser zerstören helfe“. Für diese drei Verbrechen konnte nach dem Sachsenspiegel 3, 49 auch der Kaiser selbst vom Papste gebannt werden. Thudichum in Sybel's histor. Zeitschrift., S. 32. Anderer Meinung als Thudichum ist freilich noch Richard Schrader: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, Leipzig, II. Auflage, 1894, Seite 560 ff., jedoch ohne genügende Motivirung.

sondern daß sich vielmehr immer ein erheblicher Theil derselben, namentlich die von den Bischöfen weniger abhängigen, davon freihielten, wie denn überhaupt nicht alle Päpste und Bischöfe gleich eifrig in der Kezerverfolgung waren. (Thudichum a. a. D., S. 44).

Seite 9 ist der von einem Freischöffen bei seinem Eintritte in den Verband der „heiligen Geme“ zu leistende Eid mitgetheilt worden. Ich erlaube mir hier noch die Soest-Dortmunder Kapitelbeschlüsse v. J. 1430 <sup>1)</sup> nach Lindner („Veme“, S. 225) einzuschalten, weil sie, obwohl „heimliche“ und „offene“ Recht mit einander vermengend, doch für das Prozeßverfahren vor den Freigrafengerichten nicht ohne Interesse sein dürften.

„1) Kein Freigraf soll einen Freischöffen machen noch zulassen, welchen er nicht kennt, wenn er nicht dem Freigrafen einen versiegelten Brief von seinem Landesfürsten oder von einer ehrbaren Stadt, unter oder in welcher er sitzt, bringt, welche eidlich seine Würdigkeit und Tadellosigkeit bezeugen. Troßdem soll ihn der Freigraf nur mit Rath, Wissen und Willen seines Stuhlherrn wissend machen.

2) Kein Freigraf soll Vorladungen übersenden, wenn nicht die Klage vorher einem Freigrafen offenbart und mit Urtheil als vemezwrogig erwiesen ist; die Klage muß in dem Briefe bezeichnet werden.

3) Solche Briefe darf er nur zwei wirklichen Freischöffen geben, welche eidlich geloben, rechte Verbotung (Vorladung) zu thun und dem Gerichte Bescheid zu bringen.

4) Der Freigraf darf nur mit Wissen und Willen seines Stuhlherrn oder dessen wissender Amtsleute Vorladungen ergehen lassen.

5) Die Vorladungsfrist darf nicht kürzer sein als sechs Wochen drei Tage.

6) Vorladungen wegen Geldschuld sind unstatthaft.

7) Kein Freigraf darf Briefe geben oder schreiben an Unwissende, daß Jemand verveimt sei.

8) Jeder Freigraf muß ein geheim zu haltendes Register führen, in welches er Jahr für Jahr die Vorgeladenen, die Kläger, die gemachten Freischöffen und deren Bürgen, sowie die Verveimten einträgt, mit Angabe der Tage und der Gerichtsstätten, damit er Auskunft geben kann, wenn er selbst vorgeladen wird.

9) Eine Verveimung darf nur erfolgen, wenn der Kläger sechs Eideshelfer mit sich bringt und den Verklagten mit Recht verfolgt.

10) Der Freigraf darf Niemanden dazu drängen, dem Kläger zu helfen, als mit Urtheil und Recht.

11) Die Vorladung muß erfolgen in die eigene Wohnung des Verklagten oder an ihn persönlich. Hat er keine Wohnung, so soll man

---

<sup>1)</sup> Diese Kapitelbeschlüsse wurden gefaßt auf Initiative Kaiser Sigismunds nach Zusammenberufung der Freigrafen durch den Erzbischof Dietrich von Köln.

ihn da verboten, wo er sich aufzuhalten pflegt oder wie es sich nach seiner Lebensgewohnheit gebührt.

12) Es soll auch kein Freigraf einen Westfalen zum Schöffen machen, als mit Erlaubniß seines Stuhlherren oder dessen wissender Amtleute.“

Suchen wir uns nach dem Vorstehenden nunmehr ein Bild zu machen von dem Verfahren in den Frei- resp. Fehmgerichten.

Bisher stellte man sich die Sache, indem man offenes und heimliches Ding nicht gehörig unterschied, etwa folgendermaßen vor:

Nachdem der Kläger, welcher nur ein Wissender sein konnte, sofern er die Hülfe des heimlichen Gerichts in Anspruch nehmen wollte, seine Klage in heimlicher Sitzung der Wissenden, d. h. vor dem zur Genossenschaft der „Faine“ gehörigen Freigrafen und seine zu demselben Verbands gehörigen Freischöffen vorgebracht hatte, sei es in seinem eigenen Namen, sei es als Fürsprecher eines dritten, wurde zunächst darüber erkannt, ob die Sache vor die „heimliche Acht“ gehöre, ob sie „feme-wrogig“ sei. Wurde diese Vorfrage bejaht, so wurde der Angeklagte in förmlicher Weise durch einen oder zwei Freischöffen vorgeladen. Dabei wurde ihm zum Erscheinen eine Frist von sechs Wochen und drei Tagen gegeben. Für den Fall des Ungehorsams wurde ihm angedroht, daß man nach Ablauf dieser Frist auch ohne sein Erscheinen Urtheil und Recht über ihn finden und die Sentenz, welche anfänglich nur auf Freisprechung oder Tod durch den Strang lauten konnte, unfehlbar vollstrecken würde. War der Aufenthalt des Angeklagten unbekannt, so erfolgte die Ladung angeblich durch vier Ausfertigungen, die man an Kreuzwegen in der Richtung der vier Himmelsgegenden, jede mit einer Königsmünze beschwert, niederlegte. Auch soll man sich begnügt haben, statt die Ladung dem zu Ladenden persönlich zu überbringen, dieselbe an Orte niederzulegen, wo der letztere sie leicht finden mußte, so an der Hausthür, an seinem Plage in der Kirche. Wurden, wie dies nicht selten vorkam, ganze Städte vorgeladen, so hefteten die Schöffen die Ladung Nachts vor das Stadthor. Saß der Angeklagte „auf einem Schlosse, darin man ohne Sorg und Abentheuer nicht kommen möchte, so sollen die Schöffen, die ihn heischen wollen, eines Nachts oder wenn es ihnen taugt, vor das Schloß reiten oder gehen und aus dem Nennbaum oder Niegel drei Späne hauen und die Stücke behalten zum Gezeugniß und den Ladungsbrief in die Kerbe oder Grindel stecken, gleichfalls mit einer Königsmünze beschwert und dem Burgwächter zuzurufen: sie hätten einen Königsbrief in die Kerbe gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen, und er solle dem, der in der Burg ist, sagen, daß er seines Rechtstages warte an dem und dem freien Stuhle bei den höchsten Rechten und des Königes Bannen“<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Kaiser Ruprecht's Fragen, questio 2, nota 6. Bei Lindner S. 213.

Erschien der Angeklagte, leugnete aber die Klage, so konnte er sich auf Eidschwur mit dreizehn Eideshelfern von der Schuld reinigen, jedoch konnte ihn der Kläger dann noch mit zwanzig Eideshelfern überbieten. Wenn der Angeklagte nun durch die Schöffen, deren immer sieben zugegen sein mußten, der That für schuldig befunden, so wurde er von den Freischöffen mit einem aus Weidenruthen geflochtenen Stricke, wie ein solcher nebst einem bloßen Schwerte auf dem steinernen Gerichtstische lag, an dem nächsten Baume sofort aufgehängt.

Blieb der Angeklagte — und das meint man, sei wohl das Gewöhnliche gewesen — aus, obwohl auf ihn gewartet worden war „bis die Sonne auf dem höchsten gewesen, d. i. Mittags um die dritte Stunde“, so wurde sein Name viermal aufgerufen und hatte der Ankläger, knieend und die rechte Hand auf des Freigrafen Schwert gelegt, mit sechs Eideshelfern, die des Klägers Glaubwürdigkeit bekräftigten, seine Anklage zu beschwören. Das genügte, den Angeklagten zu überführen und nun folgte die Verkündigung des von den Schöffen gefundenen Urtheils durch den Freigrafen. „Den beklagten Mann mit Namen N.“ so lautete die graußige Formel, „nehme ich hiemit aus dem Frieden, aus den Rechten und Freiheiten, die Kaiser Karl eingesetzt und alle Fürsten, Herrn, Ritter und Knechte beschworen haben im Lande zu Sachsen (Westfalen) und werfe ihn nieder und setze ihn aus allem Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechts und verführe ihn und verfehme ihn und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft zu verzehren und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt und setze sein Leben und Gut ledig; sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein.“

Alsdann warf der Freigraf den Weidenstrick aus dem Kreise des Gerichts und die anwesenden Freischöffen spieen aus dem Munde, gleich als ob man den Verfehmten in der Stunde henkte.

Dieses Urtheil war nun nicht etwa in den Wind gesprochen. Es war die ursprünglich von durchaus kompetenter Seite verhängte Friedloslegung des altgermanischen Rechts, das „für vogelfrei Erklären“ des Rechtsverächters, den nun Jedermann bußlos erschlagen konnte, wo und wann man ihn trafe. Und es fehlte nicht an Händen, diesen harten Spruch unerbittlich zu vollstrecken. Die Genossenschaft der „Geme“ hatte sich in jenen traurigen Zeiten des Faustrechts mit unheimlicher Schnelligkeit über ganz Deutschland verbreitet und die Zahl der „Wissenden“ erstreckte sich bald in die Tausende. Sie alle aber hatten mit feierlichem Eide gelobt, die Urtheile der heimlichen Gerichte unweigerlich zu vollstrecken, sobald der Befehl ihnen zuging. Wehe dem Unglücklichen, der in die Hände dieser starren, unbeugsamen Männer fiel!

Zur besseren Orientirung schließe ich hier noch den Text einer alten Rechtsweisung an, den ich bei Lindner (Beme, S. 250) abgedruckt finde:

*Dusz began dat gerichte zo hegen.*

I. *Ich vrage die (dich), frone! offte de woll dagh ind tydt sy (dat ich) in stede ind stail myns herrn des Romischen konynghes eyn gerichte ind heylich dinck hege to rechte under konynges banne?*

*He sal vynden aldus: sintdenmail ghij den ban, stoil ind frijgraschaft van dem Romischen konynghe vant syner hant selven lijfflichen untphangen hebben, so moge gij dat doen zo rechte.*

II. *Ich vraghe die vort, mit wo vyl scheffen ind vryen ich den stoil myns herrn dez Romischen konynghs besitten ind kleyden sulle?*

*He sal vynden: Ghij sullen to dem mynsten seven vryen der graisschaff by uch setten oder scheffenen unverleget irs rechten, die dar ordell vynden ind gezuich sin des gerichtes to rechte.*

IIb. *Ich vrage die vort, wo ich des konynghs banck kleyden sulle to rechte?*

*He sal vynden: Mit eyne swerde ind eynem stricke offte seyle darbij unverdeckt.*

*So lege dat swert ind roep (Strick) uff die bank ind sprich aldus:*

III. *Ich doe, als mir hie gevonden ind geleilt ist ind hege eyn gerichte ind hillig dinck under konyngsbanne eynewerff anderwerff under konyngsbanne, dirde werff under konyngsbanne ind slute dysse konyngstede ind stoil mit dyssen echten vryen dez konynghs ind nome die A. B. C. D. E. F. etc. ind vort mit dyssen anderen vryen scheffen N etc., als sich dat mit rechte geburt under konyngsbanne ind verbiede eynen juweliken unwetenden manne dez konynghs lose, dyssen stoil stede ind aichte dez konynghs by dem banne in hogesten wedde, als by der weden (Weidenstrick).*

IV. *Ich vrage die, vrone! offte ein unwetende sich zoge in dysse heymelichen aichte dez konynghs, so wat sin broke sin?*

*Hey sal vynden: Sin hogeste (man hänge ihn).*

V. *Ich vrage die, wo man ime volgen sulle?*

*He sal vynden: Ghij sullen die banck dez konynghs kleyden ind stayn uff ind nomen den by syme cristlichen namen ind bynden yme die hande vur yn, eyn seyll offte weden ind hangen yn an den nechsten baum, de dem stoile nekest belegen ys, den ghij hebben mogen.*

VI. *Ich vrage die vort, so wot ich verbeden moghe to rechte in dyssen gerichte under konyngsbanne?*

*He sal vynden: Dynckslege, dat isz unlust, ind neman vur dyt gerichte to komen mit clage sunder vursprechen, he enhebbe den orlouff van dem vrygraven.*

*So do ich, als my her vonden ysz, ind verbede dinckslege ind unlust ind neman to clagene ind to redene sonder vursprecker, he enhebbe*

dan mynen urlauff, ind sonderlingen nemannt dat gerichte to rumenen sonder offenbaren orlauff.

VII. Ich vrage die vort, offte wer were, der herboven dede ind so dinckslechtig wurde, so wat sin broke sy?

He sal rynden: Seestich schillinge yn der montzen genge.

VIII. Ich vrage die vort, wo man die manen sulle?

He sal rynden: Mit demselven rechte.

IX. So orleve ich allen vryenscheffen yre clage to offenen to rechte, to unrechte verbede ich yme to clagene.

X. Ich vrage die vort, so wat klage ind sache ich yn dijssem gerichte to rechte richten moghe?

He sal rynden: alle vemewroge.

XI. Ich vrage die vort, so wat vemewroge sij?

He sal rynden: Alle dat entghaen die zehen gebode godis ist ind entgegen dat heylige evangelium, dar die gesatte rechte synt uszgelouissen.

XII. So heysche ich klegere in gerichte zo rechte na uszwisonge dysses ordels dreffende uff die zehen geboit godes, uff dat heylige evangelium ind gesatten rechte etc.

Dan soltu clage antworde ordell ind recht gaen laten na dem gesatten rechte.

Item so wer dan verwonnen wirt der clage zo rechte mit seven handen over den heyligen, den saltu alsus vervoren vervemen ind verordelen ind die leste sentencie over ime thun:

XIII. Den beklageden verwonnen wan N. neme ich usz deme vreden rechte ind vrijheit, dat pays (Papst) ind keyser gesat ind bestediget hebben ind vort alle fursten herren ritter knappen scheffen ind vryen besworen hebben in dem lande to Saissen, ind sette yn usz aller frjheit ind rechte im konynghsban ind wedde, in den hogesten unfrede ind geve sin lijff den vogelen ind den dyren yn die luft zo verzeren ind bevele syne sele gode in sin gewalt. Ind nym dan eyn deil strenghe offte gebogede weden ind wurff die over den warff usz den gerichte ind sputet usz ind alle die scheffen evene, offte man den zo stunde henge.

XIV. Vort so mane ind gebuyt eynem iglichen scheffen by synem eyden, so war sy den ankomen, dat sy yn hain an den nchesten baum den sy gehebben mogen.“

Wenn auch die Niederschrift dieser Rechtsweisung, wie Lindner meint, nicht früher, als etwa im dritten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts gemacht sein kann, so enthält sie doch einen uralten Kern. Einerseits dürfte aus ihr mit Sicherheit hervorgehen, daß kein Unwissender zu dem „heimlichen heiligen Ding“ Zutritt hatte und anderseits, daß von der Anwesenheit des Angeklagten und seiner Verttheidigung nicht die Rede ist. Denn die Worte in Punkt XII: „Dan soltu

clage antworde ordell ind recht gaen laten“ dürften, weil sie nicht durch Kommata getrennt sind, nicht etwa in dem Sinne aufzufassen sein: „dann sollst du Klage, Antwort, Urtheil und Recht ergehen lassen“, sondern vielmehr in dem Sinne: dann sollst du ein die Klage beantwortendes Urtheil, also nach modernem Sprachgebrauche das Beweis=Interlokut ergehen lassen, d. h. daß der Kläger mit seinen sechs Eideshelfern den Inhalt der Klage zu beschwören habe. Dieses folgt schon aus den unmittelbar folgenden Worten: „item so wer dan verwonnen wirt der clage zo rechte mit seven handen over den heyligen.“ Das kurz vorher geschilderte, bisher als historisch angenommene Verfahren mit feierlicher Vorladung des Angeklagten, Vertheidigung durch zwanzig Eideshelfer u. s. w. scheint mir daher nur möglich gewesen zu sein, wenn es sich, sei es um einen „wissenden“ Angeklagten oder um das Verfahren im „offenen Dinge“ handelte, denn im geheimen Dinge war für den nicht eingeweihten Angeklagten kein Raum, es sei denn, er habe sich durch einen wissenden Fürsprecher vertreten lassen. Die Wissenden aber hüllten sich in's tiefste Geheimniß. Sie waren dem Unwissenden nicht bekannt. Wie sollte er sich also an einen solchen wenden? Auf welche Weise war es ihm ferner möglich, mit dreizehn Eideshelfern, die ja sämmtlich Unwissende sein mochten, den Eid des klagenden Wissenden mit seinen sechs Eideshelfern zu überbieten? Lindner (Veme, S. 541) sagt daher auch, daß durch keine Urkunde bescheinigt werde, ein anwesender Unwissender sei zum Tode verurtheilt worden. Mit dieser Ansicht stimmt denn auch der bereits allegirte Bericht des Aeneas Sylvius, nach welchem Kaiser Karl die heimlichen Richter eingesetzt habe, mit der Vollmacht, „Jeden, von dem sie in Erfahrung brachten, daß er sich verschworen oder den Glauben gebrochen oder ein anderes Verbrechen begangen habe, mit dem Tode zu bestrafen, ohne jede vorausgegangene Ladung oder stattgefundene Vertheidigung (nulla citatione praevia aut defensione praemissa).“ Lesen wir daher in den Quellen von ordnungsmäßiger Vorladung und Vertheidigung vor den Freistühlen, so kann es sich, meinem Dafürhalten nach, immer nur um Anklagen gegen Wissende, etwa wegen Uebertretung ihrer Amtsgewalt, Bruch des von ihnen abgeleisteten Eides u. s. w. oder um Verhandlungen vor dem offenen Dinge handeln. Diese Schlussfolgerung erscheint mir um so berechtigter, als es feststeht, daß es in gewissen Fällen nicht einmal einer gerichtlichen Verhandlung bedurfte, um an dem Uebelthäter die Strafe der Fehme: den Tod durch den Strang eintreten zu lassen. Bei handhafter That, blinkendem Schein und giftigem Munde (d. h. vorliegendem Geständniß) waren zwei oder drei Schöffen durchaus berechtigt, den Malefikanten ohne Weiteres aufzuhängen. Bei Thudichum (histor. Zeitschrift, Bd. 68, S. 29) finde ich in dieser Beziehung (nach J. Grimm's Weisthümern, 2, 483—486) einen sehr lehrreichen Fall mitgetheilt:

Im Jahre 1482 erschien der Abt des Benediktinerklosters unserer lieben Frauen zu Lach, Trierer Bisthums, mit zwei Conventsbrüdern im Dorfe Krust, um sich von den Schöffen, den Hofbauern und der ganzen Gemeinde die Rechte weisen zu lassen, die ihm im Dorfe zuständen. Sein Schultheiß im Dorfe Krust, Heinrich von Weltersheim, stellte im Namen des Abts die Fragen und die Schöffen wiesen darauf hin, daß der Abt Grundherr und Gewalt Herr des Dorfes sei und die Bußen, klein und groß, ihm zukämen. Bei dieser Gelegenheit nun ließ der Abt durch seinen Schultheiß die Bauern weiter bei ihrem Eide fragen, was ihnen über einen Handel bekannt sei, der sich vor Zeiten begeben habe, berührend einen Mann, den die „Sindschöffen“ im Dorfe zu Krust gehangen hätten. Die Männer nun sagten auf ihre Eide Folgendes aus: „Zur Zeit als Hen Schreder noch am Leben gewesen sei und im Dorfe Krust offene Herberge gehalten habe, da wären einst zwei fremde Männer in sein Haus gekommen und hätten bei ihm gehherbergt. Während dem kam ein Mann, der hieß Nasen Konrad und hätte sich zu denselben Männern gesellt. Da sagten die zwei Männer, so etwas, wie als wenn sie wissend wären; antwortete der obgenannte Konrad und sagte: „Zhr Buben, ich weiß mehr davon zu sagen, als denn Zhr.“ Da begannen die zwei Männer denselben Konrad in Heimlichkeit zu fragen, was er davon wisse. Als nun der Konrad darauf keinen Bescheid geben konnte oder mochte, haben die zwei Männer denselben Konrad an einen Pflaumenbaum, der auf Hen Schreders Hofraithe stand, gehangen.“ Der damalige Schultheiß habe die zwei Männer festnehmen lassen und über das Geschehene dem früheren Abte Meldung gethan. Der Abt sei auch sogleich nach Krust gekommen und habe, nach Feststellung des Thatbestandes, nach etlichen Leuten gesandt, die sich des heimlichen Sinderichts verstanden und wurde ihm von ihnen gerathen, „daß die zwei Männer, die solche obgemeldete That begangen hatten, den von ihnen gehängten Konrad vom Baume abthun und in das Feld begraben sollten, was auch also geschah. Und die vorgemeldeten zwei Männer mußten sich von Stund an davon machen.“

Ob nun in diesem Falle ein reiner Mord anzunehmen ist, wie Thudichum meint, oder, wie ich vernuthe, eine von Genossen der „heiligen Geme“ ohne weiteres vollzogene Hinrichtung eines auf handhafter That ertappten Menschen, welcher sich des Vergehens schuldig gemacht, fälschlich vorgegeben zu haben ein Wissender zu sein, eine Vorpiegelung, die ohnehin mit der Strafe des Stranges bedroht war, oder ob der Nasen Konrad für irgend ein anderes Verbrechen der Acht bereits verfallen war, — soviel steht jedenfalls fest, daß man den fremden Männern nichts anzuhaben wagte. Für die Annahme, daß der Getödtete mit Recht getödtet wurde, spricht schon die Thatsache, daß man ihn, wenn auch von den Thätern selbst, so doch nicht in geweihter Erde, sondern auf freiem Felde verscharren ließ. Wenn aber solche Hinrichtungen, ohne auch nur den mindesten Schein eines vorgängigen

gerichtlichen Verfahrens, möglich waren und thatsächlich vielfach vollstreckt worden sind, so erscheint es im hohen Grade wahrscheinlich, daß es zur Verfehmung, d. h. Friedloslegung eines Unwissenden keineswegs einer ordentlichen Vorladung und Vernehmung des Angeklagten bedurfte, wenn nur der Kläger seine Anklage mit sechs Eideshelfern eidlich erhärtet hatte. Hiemit stimmt denn auch die bereits angeführte Bemerkung des Freiherrn v. Senkenberg überein, dahin gehend, daß die Form des Prozesses vor dem Fehmgericht die „kürzeste“ gewesen sei (brevissima), während es bei den ordentlichen Gerichten und daher auch vor den offenen Sitzungen der Freigrafengerichte selbstverständlich nicht nur einer ordnungsmäßigen Vorladung des Angeeschuldigten bedurfte, sondern es ihm auch freistehen mußte, sich aller Mittel zu seiner Vertheidigung zu bedienen.

Von den Sprüchen der Freigrafengerichte war selbstverständlich die Berufung an den Kaiser immer zulässig. Hinsichtlich der Verfehmung aber hieß es: „Wer einmal verfehmet ist, der bleibet verfehmet. (Responsa ad questiones 3 a und 13 a der Fragen des Kaisers Ruprecht. Lindner a. a. D., S. 214).

Die Schöffen erkannten sich gegenseitig an gewissen Erkennungszeichen als „Wissende“. So sollen sie sich beim Begegnen unter Auflegung der rechten Hand auf die linke Schulter des Anderen mit der Anrede begrüßt haben: „Ich grüße Euch, lieber Mann, was fanget Ihr hier an?“ worauf der Begrüßte erwiderte: „Alles Glück kehret ein, wo die Freischöffen sein.“ Das Geheimniß oder die Losung bestand in den vier Buchstaben: S. S. G. G. (Stoß, Stein, Gras, Grein d. h. Mst). Bei Tische sollen sie das Messer immer mit der Spitze gegen sich gehalten haben. Nehmen wir an, daß in dieser Beziehung so manche Fabel im Munde des Volkes hier mit unterlief.

Die Bedeutung des Fehmbundes läßt sich jedoch nicht leugnen. Wie weit die Macht der „geheimen“ sowohl, wie der Freigrafengerichte ging, und wie groß der Schrecken war, den sie verbreiteten, lehrt nicht nur jener Fall im Dorfe Krust, — wagte doch selbst ein vornehmer Prälat gegen zwei Männer nicht einzuschreiten, welche einen seiner Unterthanen, ohne irgend einen Schein von Recht brevi manu gehängt hatten, — sondern auch die mehrfach gegen Fürsten und Herrn, ja gegen ganze städtische Gemeinden ausgesprochenen Achterklärungen. Ernstliche Verwarnungen, etwa dahin gehend, dem Klage-Anspruch gerecht zu werden, vom sträflichen Wandel zu lassen, hinfürs nicht weiter des „Königs Strassen zu schinden“ zc., mögen dabei häufig vorgekommen sein. Aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind uns z. B. einige Notizen im Wigaschen Kammereibuche erhalten, denen zu Folge der Wigasche Rath seinen „Diener“ wiederholt nach Westfalen sandte und 1471 ertheilte der Freigraf Hugo von Osterwick dem Rathe der Stadt, indem er, trotz der Verbote des Hochmeisters, direkt in einen

heimischen Rechtsstreit eingriff, eine strenge Verwarnung<sup>1)</sup>. Eine alte Chronik von Thüringen und Hessen<sup>2)</sup> berichtet: „wie der Ritter von Waldstein, der ein Wissender war, mitten in einem Mahle, an dem im Jahre 1402 Kaiser Ruprecht und viele Fürsten und Herrn theilnahmen, einen der letzteren, der im übermüthigen Muthwillen sich zu einem Verbrechen bekannte, ohne Weiteres vom Tische hinweg führte und draussen an einen Baum aufhängen ließ.“ Ob wir es in diesem Falle mit einer bloßen Sage zu thun haben, wie Lindner meint, läßt sich jetzt schwer entscheiden. Der alte Chronist fährt jedoch fort: „Dieser Ritter Simon von Waldstein habe schon 24 Bösewichter auf gleiche Weise henken lassen. Damals war Zucht und Ehre unter dem Adel, denn Jedermann forchte die schnelle Strafe.“

In der großen Macht der „geheimen Gerichte“, ferner in den späterhin geradezu haarsträubenden Ueberschreitungen ihrer ursprünglichen Competenz, sowie endlich in der jeder nothwendigen Garantie für eine gerechte Urtheilsfällung baaren Form der gerichtlichen Verhandlungen, beziehungsweise des Beweisverfahrens lag nun aber auch, wie schon angedeutet, die Ursache ihres jähen Verfalls. Ich erwähne bloß den bekannten Todschlag des Ritters Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Württemberg. Dieser hatte jenen in dem Verdacht des Ehebruchs mit der Herzogin. Und als er einmal auf der Jagd in dem Umstand, daß Hutten der Herzogin Ring trug, diesen Verdacht bestätigt glaubte, stieß er den angeblichen Verräther nieder, hing den Leichnam an einen Eichbaum und steckte als Zeichen der wissenden Fehme das Schwert in den Baum, denn der Herzog war Freischöffe. Die Verwandten des Ermordeten erhoben indeß wegen dieses denn doch zu formlosen Verfahrens, — es fehlten unter anderem die beiden anderen Schöffen bei dem Akte, — Beschwerde bei dem Kaiser und Herzog Ulrich verfiel in die Reichsacht.

Wie aus der oben in niederdeutscher Sprache bereits mitgetheilten Rechtsweisung über Hegung des „heiligen geheimen Dinges“ erhellt, war die Praxis per fas et nefas bereits dahin gelangt, alle Thaten, welche gegen „Gottes zehn Gebote und das heilige Evangelium“ verstießen, für „femewrogig“ d. h. als vor das Forum der „heiligen Feme“ gehörig anzusehen. Damit war jeder Willkür Thür und Thor geöffnet. Stand es doch, Angesichts einer derartig vagen Competenzbestimmung, in dem Belieben des Freigrafen und seiner wissenden Schöffen, so ziemlich jede Sache der Verhandlung durch die „heimliche Aecht“ zu überweisen. Bereits im 15. Jahrhundert beginnen daher die Klagen über Willkürlichkeiten und Parteilichkeit der geheimen Gerichte

<sup>1)</sup> C. Mettig: Die Fehme in Beziehung auf Livland. Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft in Riga, pag. 32 ff. und pag. 56 ff. v. J. 1886.

<sup>2)</sup> Nach Helbig in einem Aufsatze über die Fehmgerichte in der Gartenlaube. Jahrgang 1886.

und über die Leichtigkeit der Aufnahme von Freischöffen, die nicht mehr, wie früher, zu den „ehrenfesten und biderben Leuten“ gehören. Soll doch um's Jahr 1500 die Zahl der Freischöffen über 100,000 betragen haben. Da mag so mancher mehr als zweifelhafte Charakter unter ihnen gewesen sein, den selbst der furchtbare Eidschwur, den die Wissenden zu leisten hatten, nicht vor Verletzung seiner amtlichen Pflichten zurückzuhalten vermochte. Die Freigerichte beginnen auch Klagen wegen „Geldschulden“ in Verhandlung zu nehmen. Im „geheimen Dinge“ werden neben Klagen wegen schwerer Verbrechen auch Klagen wegen geringerer Vergehen abgeurtheilt, welche nur mit größeren und geringeren Geldbußen bedroht waren, hohe Kosten werden den Parteien in Rechnung gestellt (Lindner a. a. D., S. 611 ff.), kurz: die bisher so gefürchteten Gerichte verrathen allmählich immer mehr die Neigung, zu bloßen Bußen- und Sportel-Expresungsanstalten herabzusinken. Daneben laufen nebenher Urtheile und Executionen, die den Charakter reiner Justiz- oder gar Raubmorde deutlich zur Schau tragen. Daher sagt z. B. ein Zeitgenosse des Verfalles der Fehmgerichte, Sebastian Franck, in seinem Weltbuche (Tübingen 1534, bei Thudichum S. 17) in Anknüpfung an den Bericht des Aeneas Sylvius:

„Diese heidnische Fantasei (scil. das westfälische Fehmgericht) ist in einen solchen Mißbrauch gerathen, daß man mehr diejenigen, denen man gram ist, aus Neid, denn die Uebelthäter aus Gerechtigkeit tödtet und es ist ein Mord und Todschlag, man reim's, wie man will; daher die vielen Bestimmungen in allen Rechten, daß man Niemand ungehört verurtheilen soll, wider die Ordnung dieser Mörder sind. Dazu hat die Ursach aufgehört, aus welcher es Kaiser Karl eingesetzt hat. Darum soll auch dieses heidnische Gesetz billig in den Dreck fallen, weil sie an dem Papst nicht mehr zu Schelmen geworden sind. Sollte man aber Alle richten, die vom römischen Glauben abgefallen sind, Hilf Gott! wель' ein Würgen und Hängen müßte man anrichten und alle westfälischen Bürger wären nicht hinreichend zu Henkern und Richtern, wenn es gleich lauter Schöffen wären. Deshalb erachten Etliche, diese Freiheit sei in Abgang gekommen schon zur Zeit Maximilian's, Etliche erachten aber, sie bestehe heimlich bei Vielen noch.“

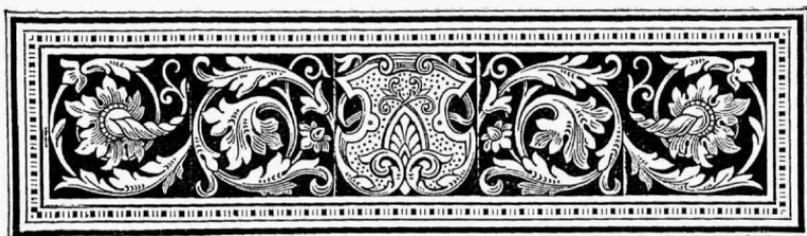
Waren es aber einerseits innere Gründe, die den heimlichen Gerichten den Boden unter den Füßen wegzogen, so waren es andererseits auch schwerwiegende äußere Ursachen, die die Wirksamkeit dieser Gerichte allmählich lahm legten. Viele Fürsten und Städte erwirkten sich von kaiserlicher Majestät Privilegien, die sie der Competenz der Freigrafen- resp. Fehmgerichte entzogen. Waren jene Fürsten und Herren früher von diesen geächtet worden, so wurde nun der Spieß umgedreht und Strick, Rad und Henkerbeil denjenigen angedroht, die sich etwa darauf betreten ließen, innerhalb der Grenzen von Brandenburg, Braunschweig, der Länder des deutschen Ordens u. oder inner-

halb der Gebiete der Städte Hamburg, Bremen und Lübeck u. s. w. die Vollstreckung eines fehmgerichtlichen Urtheils auch nur zu versuchen. Was aber vor Allem der Fehme das Leben entzog, war die Wiederbefestigung der Rechtsicherheit, der vom Kaiser gebotene Landfrieden und die Erstarkung der Landeshoheit. Man fand jetzt im eigenen Lande Recht und brauchte es nicht mehr auf „rother Erde“ zu suchen. Wer wollte es auch den Territorialherren verargen, daß sie die Eingriffe und Uebergriffe und schweren Mißbräuche fremder Gerichte auf ihrem Grund und Boden nicht mehr dulden mochten. Einer der ersten, welche gegen das eingerissene Unwesen mit aller Energie einschritten, war der thatkräftige Markgraf Christoph von Baden (1475—1527). Brandenburg, Braunschweig, die freien Reichsstädte folgten. Bald besaßen die Fehmgerichte nur einen Schatten ihrer früheren Macht und gingen, überall streng verfolgt, von selbst ein. Zimmermann in seinem „Münchhausen“ zeichnet uns ein treffliches Bild jener ohnmächtigen Bestrebungen der wackeren westfälischen Bauern noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, trotz veränderter Kultur- und staatlicher Verhältnisse, die Gerechtfame der alten Freigrafengerichte, wenn auch nur auf eigener Scholle, aufrecht zu erhalten.

Nicht wenige und vorzugsweise katholische Gelehrte haben in den Fehmgerichten „eine große und ehrwürdige Erscheinung in der deutschen Geschichte“ gesehen, so z. B. auch der berühmte Jurist Karl Georg Wächter. Ich muß gestehen, daß ich mich dieser Anschauung niemals habe anschließen können. Ist auch ihr wohlthätiger Einfluß im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts, in wilder wüster Zeit, nicht zu leugnen, so muß doch Jedem das im Dunklen schleichende, heimtückische, jedem Rechtsgefühl widerstrebende Verfahren vor diesen heimlichen Gerichten von jeher ein Dorn im Auge gewesen sein. Aus diesem Grunde glaube ich den Lesern der baltischen Monatschrift keine ganz unwillkommene Gabe zu bieten, wenn ich im Vorstehenden auf die neuesten Forschungen über die Fehmgerichte und deren Resultate hier aufmerksam gemacht habe. Verdienst Professor Thudichum's (Tübingen) ist es, den fremden Ursprung jener Gerichte und insbesondere des bei ihnen üblich gewesenen heimlichen Verfahrens mit höchster Wahrscheinlichkeit nachgewiesen zu haben. Ist dabei auch der Nimbus gefallen, welcher bisher die westfälischen Frei- und resp. Fehmgerichte, als angebliche germanische Volksgerichte oder Rechtsnachfolger dieser letzteren umgab, haben auch unsere Dramatiker und Romanciers einen von geheimnißvollen Schauern durchwehten Stoff eingebüßt, welche in effektvoller Beleuchtung und unter Zuhilfenahme eines düsteren scenischen Apparates seines Erfolges sicher war — wir haben keinen Grund, diesen Verlust zu bedauern.

Mag. jur. M. Stillmark.





## Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner

mit besonderer Berücksichtigung des „Manuscripts aus Süddeutschland.“  
(Schluß.)

### III. Stuttgart und München.

Wie wir wissen, blieb es nicht lange unbekannt, daß Lindner Verfasser des Manuscripts sei<sup>1)</sup>; auch machte er selbst, wie es scheint, kein Hehl aus seiner Autorschaft<sup>2)</sup>. Die Aufregung, die das Manuscript hervorgerufen hatte, ließ es ihm doch bald rathsam erscheinen, Deutschland für einige Zeit zu verlassen<sup>3)</sup>. Von der württembergischen Regierung mit Empfehlungsschreiben versehen<sup>4)</sup>, begab er sich Ende Juni 1821 in's Ausland. Sein vor-

<sup>1)</sup> S. oben S. 673 (d. Balt. Mon.).

<sup>2)</sup> Wit, Fragmente I, S. 307: „Er (Lindner) war damals (Anfang 1821) au comble de sa gloire und nahm — wegen Herausgabe des Manuscripts aus Süddeutschland — Gratulationsbesuche an.“

<sup>3)</sup> Nekrolog 1845, S. 432.

<sup>4)</sup> Aus dem Schreiben des (königl. Württemberg.) Kabinettschefs an den Grafen von Müllern in Paris (Stuttgart 26. Juni 1821): E. H. beehre ich mich, den Ueberbringer dieses, Herrn Professor Dr. Lindner, welcher eine literarische Reise nach Paris macht, Ihrer gütigen Aufnahme zu empfehlen, und Dieselben zu ersuchen, ihm in Allem, was den Zweck seines Aufenthaltes in Paris befördern kann, Ihre geneigte Empfehlung und Unterstützung gewähren zu wollen. Herr Prof. Lindner wird Ew. Hochwohlgeboren durch mehrere seiner politischen Schriften bekannt sein, und bei näherer persönlicher Bekanntschaft die Meinung, welche Dieselben aus diesen über ihn gewonnen haben werden, vollkommen bestätigen. . . (Königl. Württemberg. Geh. Archiv.)

läufiges Ziel war London, wohin ihn ein englischer Staatsmann eingeladen hatte<sup>1)</sup>. Auf der Hinreise hielt er sich einen Tag in Paris auf<sup>2)</sup>, wo er den württembergischen Gesandten Grafen Müllinen besuchte, der ihm von Baden her bekannt war<sup>3)</sup>. Diesem theilte er mit, daß er den Krönungsfeierlichkeiten in London beizuwohnen gedenke, um dann einen Monat in Paris zu verweilen<sup>4)</sup>. Mitte September sehen wir ihn wieder in Stuttgart<sup>5)</sup>.

Während der nächsten drei Jahre arbeitete Lindner hauptsächlich für Murhard's „Politische Annalen“, das hervorragendste Organ des damaligen Liberalismus. Sein Verhältniß zu Cotta, dem Verleger dieser Zeitschrift, ist großen Schwankungen unterworfen gewesen. Im Juni 1821 schrieb Lindner: „Mit Cotta lebe ich nicht in Feindschaft, sehe ihn aber nicht mehr: wir sind zu verschiedene Menschen“<sup>6)</sup>; kaum zwei Jahre später bezeichnete er ihn als seinen „treuen Freund“<sup>7)</sup>. Die Aufsätze Lindner's in den „Politischen Annalen“ tragen nur theilweise seine Unterschrift; zu einigen Artikeln hat er sich später in der Sammlung seiner „Geheimen Papiere“ bekannt<sup>8)</sup>; wiederum andere stammen, wie aus dem Stil und einzelnen Wendungen zu entnehmen ist, entschieden von ihm, obgleich eine Unterschrift fehlt<sup>9)</sup>. Mehrfach hat Lindner auch fremde, namentlich französische politische

<sup>1)</sup> Nekrolog 1845, S. 432.

<sup>2)</sup> „Il ne s'est arrêté qu'un seul jour ici.“ (Aus einem Schreiben des Grafen Müllinen an den Geh. Cabinetschef, Paris 17. Juli 1821; Königl. Württemberg. Geh. Archiv.)

<sup>3)</sup> „Que (le professeur Lindner) je connais beaucoup pour l'avoir vu à Carlsruhe et à Baden“ (ibid.)

<sup>4)</sup> „Il m'a dit qu'après avoir assisté au couronnement en Angleterre, il reviendrait passer un mois à Paris“ (ibid.)

<sup>5)</sup> Aus einem Briefe Lindner's an Nagel, Stuttgart den 14 Septbr., ersichtlich.

<sup>6)</sup> Lindner an Barnhagen (Stuttgart den 28. Juni 1821).

<sup>7)</sup> Lindner an Nagel (Stuttgart den 19. April 1823).

<sup>8)</sup> „Politische Beobachtungen über Obskurantismus und Mittelmäßigkeit“, Band VIII (Stuttgart und Tübingen 1822), S. 72—86; „die Diplomaten“ (ibid. S. 3—13) u. s. w.

<sup>9)</sup> So der Aufsatz „Der deutsche Bund und die Bundesversammlung“, Bb. V (1822), S. 111—142. Vgl. hier S. 113 mit dem „Manuscript“ S. 207 und 218, S. 131—134 mit dem „Manuscript“ S. 224—228.

Schriften für die Annalen übersezt und kommentirt<sup>1)</sup>. Von den selbständigen Aufsätzen aus diesen Jahren sind, außer den später in den „Geheimen Papieren“ veröffentlichten, die „Kritischen Untersuchungen über die Politik des englischen Ministeriums<sup>2)</sup>“ hervorzuheben, denen das Streben nach objektiver Beurtheilung nicht abzusprechen ist. Während seines Londoner Aufenthaltes hatte Lindner eben Gelegenheit gefunden, die englischen Verhältnisse besser kennen zu lernen und sich von manchen Vorurtheilen zu befreien<sup>3)</sup>.

In's Jahr 1822 fällt eine Uebersetzung, die Lindner von einer Schrift des Vielschreibers de Pradt über den griechischen Aufstand<sup>4)</sup> lieferte. In dieser Schrift wird für die Errichtung eines großhellenischen Reiches plaidirt, das auch die gesammte Türkei umfassen solle. Die Anmerkungen und Zusätze, die Lindner seiner Uebersetzung beigelegt hat, tragen denselben Charakter, wie seine Bemerkungen zu der Schrift Bailleur's<sup>5)</sup>. Das Werk wurde in Deutschland verboten<sup>6)</sup>.

Um dieselbe Zeit etwa scheint Lindner an der Redaktion der (Stuttgarter) Neckar-Zeitung Theil genommen zu haben. Seine publicistische Thätigkeit erregte lebhaftes Besorgniß in Wien; in einem vertraulichen Schreiben an Kaiser Alexander gab Metternich der Ueberzeugung Ausdruck, daß Lindner, gemeinsam mit den Brüdern Murchard und einigen Litteraten in Frankfurt und der Schweiz,

<sup>1)</sup> So Bd. IV (1821), S. 408—436 und V (1822, 92—107. „Ueber die Regierungs- und Oppositionsmittel im gegenwärtigen Zustande Frankreichs v. J. Guizot. In Auszuge aus dem Französischen übersezt mit Anmerkungen von Dr. Lindner.

<sup>2)</sup> Bd. VI (1822), S. 97—163 und 193—261.

<sup>3)</sup> „In letzterem Lande (England) ist Alles groß und außerordentlich“, schrieb er später der Rachel (Stuttgart d. 19. April 1823).

<sup>4)</sup> De la Grèce dans ses rapports avec l'Europe par M. de Pradt, ancien archevêque de Malines (Mecheln) (Paris et Rouen 1822) und Griechenland in seinen Verhältnissen zu Europa von Herrn de Pradt. Frei nach dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. Friedrich Ludwig Lindner (Stuttgart 1822). Eine wortgetreue Uebersetzung lieferte B. J. F. v. Halem, Griechenland in Beziehung auf Europa. Aus dem Französischen des Herrn v. Pradt. (Leipzig 1822.)

<sup>5)</sup> Siehe oben S. 560.

<sup>6)</sup> Barmhagen, Blätter zur preuß. Gesch., II, 304.

in Beziehungen zu dem revolutionären „comité directeur“ zu Paris stehe. Die offen ausgesprochenen Sympathien Lindner's für Napoleon können Metternich in diesem Argwohn nur bestärkt haben<sup>1)</sup>.

Barnhagen berichtet, daß Lindner schon während seines Karlsruher Aufenthaltes (1818) häufig in Ausdrücken der Bewunderung von Napoleon gesprochen habe. Daß dieser „der Freiheit durch seine Siege und Herrschaft gedient, darin waren wir einig, ob er es aber mit Bewußtsein und Absicht gethan, ob nicht die Sache der Freiheit längst auf besserem Wege fortschreite, darüber konnten wir streiten, ohne uns deshalb zu entzweien“<sup>2)</sup>. Auch in dem Manuscript ist die Einwirkung Napoleonischer Ideen unverkennbar; dahin gehört die Verherrlichung des Rheinbundes, des Kontinentalsystems<sup>3)</sup>, die Angriffe gegen England und die Hansestädte; ja das ganze politische System ist in napoleonischem Geiste gehalten. Noch mehr bestärkt in dieser Hinneigung wurde Lindner durch den Verkehr mit Lebret<sup>4)</sup>, der ein enthusiastischer Bonapartist war. Die Wohnung, die die Beiden in Stuttgart bezogen hatten, wurde von ihnen (nach dem Siege Napoleons auf St. Helena) Hôtel Longwood genannt und in ihrem Garten setzten sie dem Kaiser ein Monument mit der Inschrift:

<sup>1)</sup> Aus Metternich's „Nachgelassenen Papieren“. Herausgegeben vom Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Kinskyström. Bd. III des Gesamtwerkes (II. Theil, Bd. I, Wien 1881), S. 593: „à la tête des premiers (des revolutionnaires allemands) se trouvent des bonapartistes allemands. Les lieux les plus marquants aujourd'hui en Allemagne sont le royaume de Wurtemberg, la ville de Francfort et quelques villes de la Suisse. Les hommes qui jouent dans ces lieux les premiers rôles, ce sont les frères Murhard, quelques autres hommes de lettre à Francfort, et les rédacteurs de la Gazette du Neckar. L'entre prise de cette feuille est soumise à l'influence du comité directeur à Paris, et son rédacteur en chef, le Dr. Lindner, a servi pendant plusieurs années comme agent actif de Bonaparte en Allemagne.“ — Auf letzteren Punkt kommen wir gegen Schluß unserer Studie zu sprechen.

<sup>2)</sup> Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 281 und 287.

<sup>3)</sup> Manuscript S. 95 unten: „Das Kontinentalsystem wird von einem wahrhaft europäischen Interesse diktiert.“

<sup>4)</sup> Siehe oben S. 561.

„au grand homme“<sup>1)</sup>). Gemeinsam mit Lebret beabsichtigte Lindner die „sämmtlichen Werke“ Napoleons herauszugeben, doch erschienen nur 4 Bände von dieser Ausgabe<sup>2)</sup>).

Im Allgemeinen fühlte sich Lindner in Stuttgart nicht so recht heimisch. Die Stadt erschien ihm „ganz ausgezeichnet langweilig“, die Menschen „trocken und pedantisch, nicht böse aus Leerheit“; nur im Hause war ihm Alles behaglich, freundlich, hübsch, wohlwollend<sup>3)</sup>).

Er lebte in völliger „Abgeschiedenheit von den Menschen“, nur im Verkehr mit ein paar vertrauten Freunden; selbst die Schauspielerin Auguste Brede sah er nur selten, da ihre jetzige Gesellschaft, Graf Wisingerode, ihm noch weniger gefiel als die vorige<sup>4)</sup>). Nach seiner eigenen Aeußerung lag ihm auch wenig daran, wie „neue Menschen“ über ihn urtheilten. „Ich verberge und verstelle mich wohl absichtlich und kann lachen, wenn sie mich für dumm halten“<sup>5)</sup>).

Ueber die wichtigsten der persönlichen Verhältnisse Lindner's, über seine Beziehungen zum Könige während dieser Jahre sind wir nur wenig unterrichtet. Seine eigenen Mittheilungen hierüber dürfen nur mit Reserve aufgenommen werden: kurz nachdem das Manuscript erschienen war, also zu einer Zeit, wo er zweifellos in engen Beziehungen zum Könige stand, hatte er Varnhagen geschrieben, „Herrn von Meyern (den König von Württemberg) sehe ich selten, doch ist er sehr gütig und freundlich gegen mich, ohne jedoch mir, wie es scheint, besonders zu trauen“<sup>6)</sup>). Eine Schrift vom Januar 1822, von der sogleich die Rede sein wird, scheint den Beweis zu liefern, daß der König ihm zu dieser Zeit noch nicht sein Vertrauen entzogen

1) Lindner an Rahel (Stuttgart 1. Juni 1823). „Nicht als politische Erscheinung, psychologisch muß die Riesengestalt dieses Mannes aufgefaßt werden.“ „Nur Mojes und Mahomet mögen in ihren Seelen etwas Nehuliches gesehen haben“ (ibid.).

2) Oeuvres complètes de Napoléon (Stuttgard et Tubingae) 1822—23. Meist briefliches Material.

3) Lindner an Rahel, 1. Juni 1823.

4) Lindner an Rahel, 19. April 1823.

5) An dieselbe, 1. Juni 1823.

6) Lindner an Varnhagen, 26 Juni 1821 (Stuttgart), cfr. oben S. 559, Anmerk. 7.

hatte. Am 13. Juni 1823 schrieb Lindner der Rachel: „Herr von Meyern sieht mich fast gar nicht.“ Die wiederholten Mahnungen des Grafen Wüvingerode<sup>1)</sup> mögen in der That Eindruck auf den König gemacht haben. Als Lindner dann im April 1824 seine „Geheimen Papiere“ herausgab, mußte er Württemberg verlassen<sup>2)</sup>.

\* \* \*

Ende Januar 1822 erschien, wie schon erwähnt, angeblich zu Frankfurt und Leipzig, eine Schrift unter dem Titel: Ueber die gegenwärtige Lage von Europa, ein Bericht seiner Hoheit dem Prinzen von \* \* auf Befehl vorgelegt von Freiherrn von A. Herausgegeben von Karl Heinrich Kollmann (unter dem Vorworte sich Egl. geheimer Legationsrath nennend, 39. S.)

Der Inhalt dieser Schrift, die großes Aufsehen erregte und zu außergewöhnlichen Maßregeln Veranlassung gab, ist in Kürze folgender:

Die politische Lage Europas zu Beginn des Jahres 1822, sagt der Verfasser, ist das Werk einiger großer Kabinette, und zwar ausschließlich, des russischen, österreichischen und englischen. Rußland sei infolge seiner Lage inmitten Europas und Asiens, und durch seine Kriegsmacht das bedeutendste Reich der Erde. Trotz der gewaltigen Ländermasse, übe es aber keinen sichtbaren diktatorischen Einfluß auf andere Staaten aus. Wie im Kriege durch die Armeen, so dehne es im Frieden durch die Civilisation, die stetig zunehme, seine Eroberungen aus. Die erste reineuropäische Macht des Festlandes sei vielmehr Oesterreich. Frankreich, sein alter Rivale, liege ganz darnieder; durch sein künstliches Finanzsystem, sowie durch die Leitung der öffentlichen Meinung habe Oesterreich die unbestrittene Hegemonie über ganz Deutschland und Italien gewonnen. Die dritte selbständige Macht sei England. Unangreifbar auf seiner Insel, in allen Welttheilen besitzlich, alleinherrschend auf allen Meeren, könne England sich jederzeit völlig unabhängig halten.

<sup>1)</sup> Wüvingerode, S. 81.

<sup>2)</sup> Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten, 1824, den 30. Juni, Nr. 104 (unter der Rubrik „Paris“). „Die Etoile meldet aus Mannheim, daß Dr. Lindner wegen seiner neuesten Schrift „Geheime Papiere“ Befehl erhalten habe, Württemberg zu verlassen.“

Den übrigen Mächten Europas dürfe nur secundäre Bedeutung zugesprochen werden. Frankreich sei durch innere Wirren, durch die beständigen Kämpfe zwischen Ultras und Liberalen vollauf in Anspruch genommen und daher verhindert, einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der europäischen Politik auszuüben. Nicht anders stehe es mit Preußen. Der Muth, sich offen für die „Geistescultur“ zu erklären, sei der Regierung abhanden gekommen. Aus Furcht vor den Demagogen habe sich Preußen, seine große Stellung in Deutschland vergessend, Oesterreich angeschlossen und dadurch die übrigen Bundesstaaten nach sich gezogen. „So ist ganz Deutschland durch Bande des Geistes, der Freundschaft und der Furcht österreichisch geworden“ (S. 18). Schweden, Dänemark, Holland und die Schweiz endlich seien politisch ohne alle Bedeutung.

Nach dieser Skizzirung der europäischen Lage sucht der Verfasser die Politik, „dergemäß die andern Staaten handeln müßten, näher zu charakterisiren und ihre Wirkung zu erörtern“<sup>1)</sup>.

Hierbei kommt er auch auf die heilige Allianz zu sprechen. Die Motive, aus denen dieselbe hervorgegangen, seien achtenswerth; die praktische Anwendung ihrer Grundsätze habe dagegen nichts Anderes als politischen Stillstand bewirkt. Das Bestreben, die gegenwärtige Ordnung um jeden Preis aufrecht zu erhalten, „der Grundsatz des Bestandes der vorhandenen Rechte“ (S. 24), habe schließlich zur Unterdrückung aller neuen Ideen führen müssen. Die Vortheile dieses Systemes seien nur Oesterreich zu Gute gekommen, das zu Karlsbad „als erster Garant des Bestehenden“ aufgetreten sei. „Mit Hülfe der Politik und des Glückes“ habe diese Macht „ein entscheidendes Uebergewicht“ gewonnen, „ohne daß Rußland oder England gleiche Vortheile hätte ziehen können“ (S. 24).

Doch mitten in seinen größten Erfolgen sehe sich Oesterreich in seinem „Stabilitätsprincipe“ auf's Schwerste bedroht. Wenngleich die spanische und italienische Freiheitsbewegung niedergeworfen sei, so habe doch der unerwartete Aufstand der Griechen Europa „aus seinen stabilen und liberalen Träumen geweckt“, das „gestockte Rad der Zeit“ in Umschwung gebracht und „die Schwüle, die drückend auf dem Welttheile lag, gereinigt“ (S. 25 und 26). Hier habe es

<sup>1)</sup> Politische Annalen V, S. 206.

sich zuerst gezeigt, daß das bisherige System, das auf der religiösen Grundlage der „Heiligen Allianz“ beruhe, zuletzt dahin geführt, daß man — wie es Oesterreich thatsächlich gethan — die Verfolger der Christenheit in Schutz genommen habe. Einer solchen Politik aber könne sich unmöglich der Kaiser Alexander, der eigentliche Urheber der Allianz, anschließen. Eine Uneinigkeit der großen Kabinette sei daher kaum zu vermeiden, und vielleicht schon in Wirklichkeit eingetreten. Fest stehe es jedenfalls, daß „das Stabilitätssystem seine zauberische Wirkung auf die Gemüther verloren“ (S. 28).

„Fast zu gleicher Zeit“ aber sei auch die entgegengesetzte Doktrin, das Repräsentativsystem, „von der öffentlichen Meinung verlassen worden“ (S. 32). „Die Völker haben aufgehört, dasselbe als Universalmedizin gegen alle politischen Leiden zu halten (S. 29). „Es ist offenbar geworden, daß diese kostbare Anstalt einzig zur Nahrung des Parteigeistes tauglich sei, daß sie eine gute Regierung wohl schwäche, aber eine schlechte nicht bessern könne“ (S. 30).

So sei denn „der Boden der Politik gefäulert von dem Revolutionsunkraut, wie von den Giftpflanzen des Absolutismus. Beide Parteien finden keine Anhänger mehr, als allenfalls solche, die sich vom Genie untergeordneter Köpfe bezaubern lassen“ (S. 32). In weiten Kreisen habe sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß „die Formen einer Regierung nicht das Wesen derselben sind“ (S. 34).

Klar sei es daher, daß „der wahre Ruhepunkt des Zeitalters noch nicht gefunden sei, daß ein neues System entdeckt werden müsse, welches den Frieden im Einverständniß mit der Religiosität des heiligen Bundes und mit den Ansprüchen der Civilisation sichern könne“ (S. 28). Dieses System müsse „eine Vereinigung der Kräfte des Volkes zur Erhöhung seines Wohlstandes, seiner geistigen und politischen Würde“ herbeiführen, „Geistesbildung und Veredelung der gesellschaftlichen Zustände“ bewirken (S. 31) und in gleicher Weise „dem neuen Fanatismus, wie dem alten Absolutismus den Kopf zertreten.“ Schon verbreitet sei „die Anerkennung des Gesetzes der Natur, welches nur der Weisheit die Herrschaft zugesteht, welches den höhern Genius zum Reformator der Gesellschaft beruft. „Vorbereitet ist die Welt demjenigen beizustimmen, der ihre Bedürfnisse versteht und den Muth hat, sie vom Drucke der bösen Geister zu befreien“ (S. 33).

Der Aufstand der Griechen habe durch Erschütterung des bisherigen Systems die Möglichkeit einer solchen Erneuerung geboten. Auch Deutschland müsse sich aus seinem Zustande der Unfreiheit erheben. Der Bund sei stark, „wenn man sich nur auf seinen Genius versteht.“ „Die deutsche Regierung dürfe nur wollen und wir werden unter dieser Verfassung das beste, civilisirteste und kräftigste Volk der Erde sein“ (S. 35).

Aufgabe der „mindermächtigen Staaten“ sei es, dem „bisherigen duldbenden Vertrauen“, der „Hauptstütze des Systems der Größeren“, ein Ende zu machen. Deutschland darf hoffen, „aus seiner Betäubung zu erwachen“: „das Ziel ist würdig der Anstrengung, es ist sogar leicht zu erreichen, weil die Wege schon vor der Zeit gebahnt sind. — Auf die Bundesakte gestützt, kann Deutschland sich in den Besitz seiner Würde und Unabhängigkeit setzen. Jeder souveräne Fürst kann das Beispiel der Ernüchterung geben. Sei seine Militärmacht noch so gering, die öffentliche Meinung wird sie verhundertfachen.“ „Eine einzige männliche Erklärung am Bundestage, im Angesicht der Welt abgegeben, ist im Stande den Nebel zu verschleichen, der bisher auf den Frankfurter Verhandlungen ruhte“ (S. 36 und 37).

Der „Bericht“ wurde sofort nach seinem Erscheinen verboten; in Frankfurt, dem angeblichen Druckorte, wurden sämtliche Exemplare, die in den dortigen Buchhandlungen vorrätzig waren, von der zuständigen Behörde in Beschlag genommen<sup>1)</sup>. In diplomatischen Kreisen erregte der „Bericht“ nicht geringe Sensation. „Ein solches Meteor erschien lange nicht am deutschen politischen Himmel“, bemerkte Genz in seinem Tagebuche<sup>2)</sup>.

Bei Erwähnung des griechischen Aufstandes hatte der „Bericht“ gelegentlich den „österreichischen Beobachter“, das offiziöse Organ der Regierung, angegriffen (S. 26), weil dasselbe für die Türken Partei genommen hatte. Diese Herausforderung blieb nicht unerwiedert. In einer meisterhaften Denkschrift<sup>3)</sup>, an der mit großer

<sup>1)</sup> Literär. Konvers.-Blatt 1822. Nr. 124, S. 493.

<sup>2)</sup> Aus dem Nachlasse Barnhagen's von Ense: Tagebücher von Friedrich von Genz, Bd. III (Leipzig 1874), S. 6.

<sup>3)</sup> Genz, Schriften (Weid.) V, 217—231.

Sorgfalt gefeilt worden war<sup>1)</sup>), unterzog Geng die Schrift einer eingehenden Besprechung. Metternich hielt den „Bericht“ für so gefährlich, daß er die Arbeit von Geng sämtlichen österreichischen Gesandten zustellen ließ; zugleich wurden diese durch ein Circularschreiben<sup>2)</sup> autorisirt, den Geng'schen Aufsatz den Höfen, bei denen sie beglaubigt waren, confidentiell mitzutheilen.

In seiner Kritik giebt Geng zunächst die Analyse der Schrift und erklärt dann, daß die in derselben entwickelten Ideen jeder Begründung entbehrten. Niemals habe sich Oesterreich eine Unterdrückung der „Mindermächtigen“ erlaubt; sein ganzes Bestreben gehe vielmehr auf Erhaltung und Ausbau der Föderativverfassung. Der deutsche Bund, „der Mittelpunkt des Lebens und der Kraft“ Europas<sup>3)</sup>, „habe seine politische Bedeutung noch nicht verloren; das bisherige System, „die letzte Schutzwehr der Welt gegen den Einbruch der neuen Barbaren“, stehe noch „fest und unerschütter“<sup>4)</sup>. „Der Enthusiasmus für die griechische Sache“, die nach Angabe des Verfassers Uneinigkeit zwischen den großen Kabinetten bewirkt habe, sei daher „nichts als ein falsches Spiel, welches ganz anderen Absichten zum Deckmantel dient“<sup>5)</sup>. „Um Deutschland allein ist es ihm zu thun“<sup>6)</sup> und zwar habe der Verfasser „nicht sowohl die Völker, als die Fürsten, ja eine gewisse deutlich bezeichnete Klasse von Fürsten, wo nicht einen einzelnen, von dem neuen Reformator besonders Begünstigten zum Augenmerk“<sup>7)</sup> genommen. Auf verfassungsmäßigem Wege, in Bundesform solle dieser Oesterreich entgegentreten; dann könne er, „ein deutscher Bonaparte, durch eigene Kraft das Gesetz der Natur, welches den höheren Genius zur Herrschaft beruft, geltend machen, um seinem eigenen unumschränkten heroischen Willen einen der Aufklärung und Civilisation des Jahr-

1) Geng, Tagebücher III, 8, 10, 11, 12.

2) Allgem. Zeit. 1822, Beilage 43. In diesem Circularschreiben wird dem „Berichte“ „eigenthümlicher Schwung, schneidender Ton und bedeutungsvolle Kürze“ zugesprochen.

3) Geng' Schriften (Weick), 231.

4) Ibid. 230.

5) Geng' Schriften (Weick) V, 223.

6) Ibid. 224.

7) Ibid. 223.

hundreds würdigen Thron zu errichten“<sup>1)</sup>). Eine solche Politik zu empfehlen, sei der Grundgedanke und Endzweck der Schrift. — Fest stehe es fernerhin, daß ein derartiger Plan nicht „in dem Kopfe eines vereinzelt Schriftstellers aufgegangen“ sein könne; offenbar habe hier „ein unbefcheidener Vertrauter die unreifen Anschläge einer Partei“ verrathen<sup>2)</sup>, an deren Spitze ein „rastlos abenteuerlicher Rathgeber“<sup>3)</sup> stehe.

Dieser Hinweis auf den Ursprung der Schrift war nur allzudeutlich und wurde auch sofort verstanden<sup>4)</sup>. König Wilhelm ließ daher, um jeden Verdacht der Complicität von sich abzulenken, die Denkschrift von Geng in seiner „Hofzeitung“ abdrucken<sup>5)</sup>.

Was speciell den Verfasser des „Berichtes“ anbelangt, so nimmt Geng an, daß derselbe identisch mit dem Verfasser des „Manuscripts aus Süddeutschland“<sup>6)</sup> sei. In gleichem Sinne spricht sich eine zeitgenössische Preßstimme aus, die den „Dr. L., Chatoulpensionär eines Hofes“, „ein Genie aus dem tiefen Norden“<sup>7)</sup>, als den Verfasser der Schrift bezeichnet.

In den „Politischen Annalen“, mit deren Redaktion Lindner, wie wir wissen, in litterarischen Beziehungen stand, findet sich ein Referat über den „Bericht“, das, bezeichnend genug, die Ueberschrift „Neues Manuscript aus Deutschland“ trägt<sup>8)</sup>. Ein anderer Auf-

1) Ibid. 227 und 228.

2) Ibid. 231.

3) Ibid. 230.

4) Barmhagen, Blätter zur preuß. Gesch. II, 78. „Merkwürdiges österreichisches Umlaufschreiben über die sogenannte Kollmannersche Schrift. Starke Hindeutungen auf den König von Württemberg und den Minister von Wangenheim.“

5) Bignon, les cabinets et les peuples depuis 1815, jusqu'à la fin de 1822. (Paris 1822) P. 191. „Peu de temps après elle (die Geng'sche Erwiderung in der Allgemeinen Zeitung) est répétée par la gazette officielle de Stuttgart.“

6) Geng's Schriften (Weid.) V, 223.

7) Litterär. Konvers.-Blatt. 1822, Nr. 129, S. 514 und 515. Letzteres ist entschieden eine Hindeutung auf Lindner's kurländische Herkunft.

8) Polit. Annalen, Bd. V (1822.), S. 195—220. In dem kurzen Kommentar, der sich an das Referat schließt, wird treffend bemerkt, daß das politische System der Schrift auf einen „geläuterten und gereinigten Napoleonismus“ hinauszu kommen“ schein, demzufolge die Intelligenz oben an stehen“ solle (S. 216).

saß der „Annalen“ enthält mehrfach Stellen, die mit einzelnen Partien des „Berichtes“ und des „Manuscripts“ beinahe wörtlich übereinstimmen, was jedenfalls für die Autorschaft Lindner's spricht<sup>1)</sup>. In den „Geheimen Papieren“ Lindner's begegnen wir einer Aeußerung, die auf das Geschick, das den „Bericht“ traf, Bezug zu nehmen scheint<sup>2)</sup>. Auch sonst enthält jene Sammlung mehrfach Anklänge an die Ideen des Berichtes.

Endlich wird in einem Aktenstücke des württembergischen Staatsarchivs von der Schrift in einer Weise gesprochen<sup>3)</sup>, die es höchst wahrscheinlich macht, daß dieselbe von Lindner herrühre.

Der Stil der Schrift erinnert lebhaft an das „Manuscript“. Die Annahme, daß der „Bericht“ wirklich von Lindner abgefaßt ist, scheint uns nach Vorstehendem nicht zu gewagt.

Ob die Schrift geradezu im Auftrage des Königs geschrieben worden ist, wird sich kaum mehr constatiren lassen. Aus dem Um-

<sup>1)</sup> Der deutsche Bund und die Bundesversammlung, Bd. V (1822), S. 111—142. Siehe oben S. 757, Anm. 9. Vgl. S. 130 und 131 mit dem „Berichte“ S. 1, 33 und 36, und S. 140 mit dem „Berichte“ S. 37 etc.

<sup>2)</sup> S. 67. „Es ist nach der mildesten Bezeichnung mindestens unklug, wenn ein Mann im Amte, im Namen einer großen Autorität, irgend ein Individuum für einen Revolutionär erklärt, und gleichwohl keinen Beweis aufstellt, der die öffentliche Autorität berechtigen könnte, den angeblichen Aufwiegler in Anklagestand zu setzen.“ (Gentz hatte in seiner Kritik des „Berichtes“ die, wie wir wissen, von Metternich, „der großen Autorität“, sämtlichen österreichischen Gesandtschaften zugestellt wurde, den Verfasser des „Berichtes“ als Revolutionär bezeichnet; Gentz' Schriften, Ausgabe v. Weick, V, 223.) Cfr. Allg. Ztg. 1822, Beil. 43.

<sup>3)</sup> Aus einem Schreiben des Dr. Michaelis (eines Vertrauten des Stuttgarter Hofes) an den Staatssekretär (Stuttgart d. 24. Juni 1822). „In dem Aufsatze (der Kritik über den Bericht im liter. Konvers.-Blatt 1822, Nr. 129) wird, um dem Dr. Lindner weh zu thun, die Regierung des Königs schmählich verleumdnet. Und dazu sollte ich fähig sein? Wollte ich dem Dr. Lindner heimlich ein Bein unterschlagen, so wäre ja wohl die wahrlich nicht sonderlich scharfsichtige Klugheit gewesen, die Regierung aus dem Spiele zu lassen. Ueberdies ist mein Verhältniß zu Dr. Lindner schlechthin kein feindseliges, ich theile seine Grundätze nicht, und er wird wohl hierin, aber auch nur hierin Gleiches mit Gleichem vergelten. Von einer Feindschaft im eigentlichen Sinne, die doch allein den giftgeschwollenen Aufsatz (im Konvers.-Blatt) zum Dasein hat bringen können, kann zwischen uns auch nicht auf die entfernteste Weise die Rede sein.“ (Königl. Württemberg. Geh. Staatsarchiv.)

stande, daß die Denkschrift von Genz in der Stuttgarter Hofzeitung abgedruckt wurde, läßt sich nichts Positives schließen. Sicher ist soviel, daß die Ideen des „Berichtes“ auf vollen Beifall von Seiten des Königs rechnen durften. Die Rolle eines Reformators, die der „Bericht“ offenbar dem Könige Wilhelm zugebracht hatte, konnte dem Ehrgeize desselben nur schmeicheln. Die geringschätzigige Beurtheilung des Repräsentativsystems entsprach den Neigungen des Königs: das willkürliche Verfahren gegen den Abgeordneten List (1821)<sup>1)</sup> hatte jeden Unbefangenen überzeugen können, daß der Freisinn, den der König den Großmächten gegenüber zur Schau trug, nur Mittel zum Zwecke sei. Sein Haß gegen Oesterreich endlich hatte sich seit der Zeit, wo das Manuscript erschien, womöglich noch gesteigert; 1823 kam es sogar zu völligem Bruche<sup>2)</sup>.

Das Positive ist, wie in „Manuscript“, so auch in „Berichte“ mehr angedeutet, als ausgeführt. Eine Bedeutung hat die Schrift als Sympton der Stimmung gegen Oesterreich, die um jene Zeit am Stuttgarter Hofe, wie überhaupt im Süden, herrschte. Nicht ohne Berechtigung datirt Genz nach dem „Berichte“ die dritte Periode der deutschen Bundesgeschichte, „die Periode der Opposition gegen Oesterreich“<sup>3)</sup>.

\* \* \*

Die zweite größere Schrift Lindner's während der Jahre 1821—24 waren die „Geheimen Papiere“<sup>4)</sup>. Der etwas seltsame Titel wird von Lindner im Vorworte nachstehend erklärt: Einige Zeit vor Erscheinen der Schrift habe er ein Schreiben von

<sup>1)</sup> Gervinus, VII, 249—252.

<sup>2)</sup> Gervinus, VII, S. 140 und 141.

<sup>3)</sup> Genz' Schriften (Weick) V, 229, cfr. auch H. W. Schmidt, Preußens Deutsche Politik, 1785, 1806, 1849, 1866. (3. Auflage, Leipzig 1867, S. 178 fg.)

<sup>4)</sup> In der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ werden die „Geheimen Papiere“ Lindner abgesprochen (XVIII, S. 704). Das Exemplar, in dessen Besitze Verfasser vorliegender Studie ist, giebt als Autor der „Geheimen Papiere“ ausdrücklich Dr. Friedrich Ludwig Lindner an. Der Artikel über Lindner in der „Allgem. Biographie“ (v. Julius Eckardt) enthält, beiläufig bemerkt, auf einer Druckseite acht Fehler respektive Ungenauigkeiten.

einem Freunde erhalten, in welchem er aufgefordert worden sei, sich in Acht zu nehmen, da man seine geheimen Papiere confisciren wolle. Auf diese Warnung hin habe er seine alten Manuscripte einer Revision unterzogen und dann beschlossen, mehrere seiner Aufsätze und Bemerkungen drucken zu lassen, um so der Polizei alle Weitläufigkeiten zu ersparen. Weil er sich einmal gewöhnt, diese seine Aufsätze „als seine geheimen Papiere anzusehen“, habe er der Schrift diesen auffallenden Titel gegeben, hinter welchem man jedoch nichts Pikantes oder gar Verfängliches vermuthen dürfe.

Die Sammlung wird eröffnet durch „Miscellen über Welt und Zeit“, die hauptsächlich Aphorismen über politische, religiöse und sociale Fragen enthalten. Die „Miscellen“ (212 an Zahl) sind von verschiedenem Umfange und Werthe; unter ihnen finden sich auch einige längere Betrachtungen<sup>1)</sup>. Häufig kommt der Verfasser auf Napoleon zu sprechen<sup>2)</sup>, den er als das größte Genie des letzten Jahrtausends feiert. Zahlreich sind die Ausfälle Lindner's gegen die „Obskuranen“ und Deutschthümmler<sup>3)</sup>. Die Ultras werden scharf verurtheilt, doch auch die liberalen Verfassungen, die Lindner im „Manuscript“ als das werthvollste Eigenthum der Nation bezeichnet hatte, findet hier keine Schonung; beiden Parteien wird eine weise Regierung als das Heil jedes Staates entgegen gestellt<sup>4)</sup>. Als erstrebenswerthes Ziel bezeichnet der Verfasser — selbständige Haltung gegenüber dem Parteigetriebe<sup>5)</sup>. Einige der „Miscellen“ nehmen Bezug auf sein persönliches Geschick<sup>6)</sup>. — Die „Vertrauten Briefe“,

<sup>1)</sup> So Miscelle 129 (über politische Sprachverwirrung), M. 197 (über Greuel der Revolutionen).

<sup>2)</sup> M. 9, 11, 66, 78, 153, 162 zc.

<sup>3)</sup> M. 86, 91, 135, 150 zc.

<sup>4)</sup> M. 16, 32; M. 131. „Die Liberalen sind bemüht, die Zukunft als Gegenwart darzustellen; die Ultra meinen dagegen, man könnte die Gegenwart in die Vergangenheit treiben. Die Aufgabe der Regierung ist reeller; sie soll die Gegenwart verstehen und alle in ihr vorhandenen Kräfte zum allgemeinen Besten leiten.“

<sup>5)</sup> M. 4. „Wird in Kämpfen der Partei auf allen Seiten gefehlt, so soll der weise Mann sich zu keiner halten, doch kann er versuchen jede zu befehlen.“

<sup>6)</sup> M. 125. „Oft glauben die Leute, ich spräche aus Haß gegen sie, wenn ich mit Liebe für sie erfüllt und sie vor Thorheit und Schaden zu bewahren bemüht bin.“ M. 82. „Verfolgt ihr die Talente, so werdet ihr dem Spotte der Talente nicht entgehen.“ M. 110. „Viele kräftige Männer unserer Zeit haben in Europa ihr St. Helena gefunden.“

die auf die „Miscellen“ folgen, handeln über Tagesfragen. In den beiden ersten Briefen vom Jahre 1814 sucht Lindner nachzuweisen, daß der Kampf der Allirten gegen Napoleon weder der Freiheit, noch dem Vaterlande und den deutschen Fürsten einen nennenswerthen Vortheil versprache. Der Krieg werde lediglich im Interesse der 4 großen Mächte geführt; für die deutschen Staaten sei die Allianz mit Frankreich nur heilsam gewesen. Die Motivirung ist dieselbe, wie wir sie im „Manuscript“ gefunden haben. In den Briefen vom Jahre 1818 wird ausgeführt, daß die Furcht vor dem Erstarken der demagogischen Partei eine ganz müßige sei. Der Brief vom Jahre 1820 giebt dem Widerwillen des Verfassers gegen die Revolutionäre Ausdruck. Aus dem Briefe vom Jahre 1821 spricht eine ganz resignirte Stimmung. „In Deutschland ist jetzt schlechthin nichts zu thun als den Wissenschaften zu huldigen und die Geschichte zu studiren“<sup>1)</sup>. — In dem Aufsatz „über die spanische Contrerevolution“ berührt Lindner nur ganz kurz den Gegenstand, um daran Betrachtungen über die Stellung der beiden großen Parteien Europas zu knüpfen. Die Besorgniß, daß die Kultur durch den augenblicklichen Triumph der Reaction in Spanien gefährdet sei, erscheint ihm unbegründet. Die wahre Civilisation könne selbst „in Ländern Fortschritte machen, in denen es keine (parlamentarische) Tribüne giebt“ (S. 103). Die Verfassung als solche sei nicht im Stande, „irgend ein Volk in Europa von seinen Uebeln zu befreien“ (S. 104). Keine der beiden großen Parteien, weder die Liberalen, noch die Ultras, sei unbedingt im Rechte. Der „denkende Mann“ müsse unabhängig von den Doktrinen derselben „ruhig auf die ewigen Gesetze der Moral vertrauen,“ und in Frieden mit der Menschheit und den Regierungen leben“, welche Letzteren — „was zum größten Trost gereicht“ — „über den Parteien erhaben stehen“<sup>2)</sup>.

In dem Aufsatze „die politische Reform und die neuen Interessen“ wird der Gedanke durchgeführt, daß eine „repräsentative

<sup>1)</sup> S. 98. In einem fast gleichzeitigen Schreiben an die Majel (Baden, 14. Septbr. 1821) meint Lindner, „daß die nächsten 10—20 Jahre (politisch) nichtsbedeutend sein werden.“

<sup>2)</sup> S. 110 und 113. Diese Ausführungen über den Werth der Verfassungen und die Bedeutung der Regierungen erinnern an die Ideen des „Berichtes über die günstige Lage Europas.“ Siehe oben S. 763 f.

Regierung eitel Spielwerk“ sei, ehe den neuen Interessen ein reelles, materielles Uebergewicht über die Kasteninteressen gesichert ist“ (S. 180). Die Liberalen werden getadelt, weil sie zum Sturze Napoleon's beigetragen; denn erst durch den Fall dieses Mannes sei das „Centrum der Macht gesprengt, die auf die neuen Interessen sich stützte“ (S. 133). „Immer das Ziel im Auge“ hätten die Liberalen „den einzig möglichen Weg“ (S. 174) zur Erreichung desselben verkannt; sie hätten vergessen oder übersehen, „daß die Diktatur nothwendig, wenn die Freiheit gegründet werden soll“ (S. 166). Da man Napoleon nicht vergönnt habe, „den Sieg des Neuen über das Alte zu Ende zu führen,“ so handle es sich bei dem Streite, „der die ganze Welt in Unruhe setzt“, noch immer um die Frage: sollen die allgemeinen oder die Kasteninteressen das Uebergewicht haben?“ (S. 181). Erst nach einigen Jahrzehnten werde diese Frage voraussichtlich entschieden werden. — „Voll anstößiger Stellen, aber für den tiefer Blickenden reich an Compensationen;“ „mit einigen erläuternden Noten wäre aus diesem Artikel der größte Vortheil zu ziehen,“ urtheilte Geng über den Aufsatz in seinem Tagebuche<sup>1)</sup>.

Der nächstfolgende Aufsatz „über aristokratisches und demokratisches Princip“ enthält einen Commentar zu einer Aeußerung des Freiherrn von Gagern<sup>2)</sup>. Im Gegensatz zu Gagern, der für den Adel als solchen einen bevorzugten Rang in der Monarchie beansprucht, führt Lindner aus, daß nur großes Landeigenthum die Aristokratie zu einer Stellung als „erste Zwischenmacht“ (S. 197) im Staate berechtige.

Etwa zwei Jahre vor Erscheinen der „Geheimen Papiere“ hatte Lindner in den „Politischen Annalen“ einen Aufsatz über „die Diplomaten“<sup>3)</sup> veröffentlicht, jedoch ohne Namensunterschrift.

<sup>1)</sup> Geng's Tagebücher, III, S. 130 und 131.

<sup>2)</sup> Diese Aeußerung findet sich in einer Rede, die Gagern auf dem Bundestage gehalten hatte, s. dieselbe Hans v. Gagern, „Mein Antheil an der Politik“, Bd. III (Stuttgart und Tübingen 1830). S. 174—188.

<sup>3)</sup> Politische Annalen, Bd. VIII (1822), S. 3—13. Ueber diesen Aufsatz bemerkt Geng: „Man hätte ihn vielleicht in Stuttgart, da er Anspielungen auf Personen zu enthalten scheint, nicht gestatten sollen. Für uns Andere ist er zwar voll lächerlicher Annahme, doch lustig zu lesen.“ (Tagebücher III, 131 fg.)

Der Aufsatz enthält wenig mehr als einige sarkastische Bemerkungen über die Bemühungen diplomatischer Agenten, durch Mittheilungen, die ihren Regierungen erwünscht sein mußten, deren Gunst zu gewinnen. Der „Deutsche Beobachter“, ein radikales Stuttgarter Blatt, hatte den Aufsatz aus den „Annalen“ abgedruckt<sup>1)</sup>. Der badische Gesandte am Bundestage, Freiherr von Blittersdorff, schrieb hierauf einen Bericht, in welchem er erklärte, daß der Aufsatz über „die Diplomaten“ „diese angesehenen Klasse von Beamten auf das Unanständigste und Frivolste behand'le“ und daher „unverträglich mit dem monarchischen Principe“ sei<sup>2)</sup>. In seiner Vertheidigung in den „Geheimen Papieren“ bekennt sich Lindner als Verfasser des in Frage stehenden Aufsatzes und prüft dann die einzelnen Punkte der Anklage; hierbei geht es nicht ohne Sophismen ab<sup>3)</sup>. Er kommt zum Resultate, daß sein Aufsatz „mit der Sicherheit der Bundesstaaten vollkommen verträglich“ sei (S. 222). Die Haltung des Artikels ist eine sehr maßvolle; besonderen Scharfsinn in der Beweisführung<sup>4)</sup> haben wir nicht entdecken können.

In dem Artikel „Graf von Bismarck's Feldherr“ giebt Lindner eine beifällige Kritik über das Werk eines württembergischen Generals<sup>5)</sup>. Er rühmt dem Verfasser nach, daß er, in bewußtem Gegensatz zu den Ansichten der Routine, in „den Geist und Zweck“ der Kriegskunst (S. 230) eingedrungen sei und sich zugleich durch Anerkennung der „Grundsätze der Freiheit“ (S. 237) als Edelmann in vollem Sinne des Wortes erwiesen habe.

1) 1824, Nr. 21 und 23.

2) Cfr. Geheime Papiere S. 199.

3) So war in den „Diplomaten“ (Annalen VIII, 7) gesagt worden: „Der Platz, den in der Geschichte die Unterzeichner gewisser Beschlüsse einnehmen werden, ist nicht schwer zu errathen.“ In einer Entgegnung behauptet Lindner, daß dies nur „ein ganz allgemeiner Satz“ sei, da „keine Zeit, kein Ort“ genannt werde. (Geheime Papiere S. 218.) Wir glauben, daß es kaum einen Leser gegeben habe, der bei diesem Ausdruck nicht an die Karlsbader Beschlüsse gedacht hätte. (Cfr. auch Genß, Tagebücher III, 132.)

4) Barmhagen nennt diese Vertheidigung allerdings ein „Meisterstück“ (Denkwürdigkeiten V). Es scheint uns, daß seine freundschaftliche Gesinnung für Lindner sein Urtheil beeinflusst hat.

5) Friedrich Wilhelm, Graf v. Bismarck, der Feldherr nach Vorbildern der Alten. (Karlsruhe 1820.)

Die „politischen Betrachtungen über Obskurantismus und Mittelmäßigkeit“ sind nach dem Ausdrucke von Geng „in einem Gefühle von Unsicherheit, von Mißbehagen und böser Laune geschrieben, wie wir sie unseren Feinden immer wünschen müßten“<sup>1)</sup>. „Ueberall offenbaren sich,“ sagt Lindner, „die vielartigsten Elemente der Gährung.“ Eine Abhülfe könne nur geschaffen werden, wenn „eine große Persönlichkeit“ erstehen wollte, welche die „Anarchie“ beseitigen würde, „an der jeder leichte Kopf theilnehmen kann“ (S. 248). Eine repräsentative Verfassung werde eine „Explosion“ (S. 249) kaum abwenden können; ebenso aussichtslos sei allerdings „der Krieg gegen den Verstand mit den Waffen des Unverständes“ (S. 253).

Den übrigen Theil der „Geheimen Papiere“ bilden Märchen, Novelletten und „Merkwürdigkeiten“<sup>2)</sup>. Hierbei befundet Lindner nicht gerade eine reiche Phantasie. Die politischen Anspielungen beschränken sich auf Sticheleien gegen Jesuiten, Reaktionäre, Ständewesen u. s. w.

Bald nach Erscheinen der „Geheimen Papiere“ mußte Lindner, wie schon oben erwähnt<sup>3)</sup>, Württemberg verlassen. Ob seine Entfernung mit der Polemik gegen Blittersdorff zusammenhängt<sup>4)</sup>, oder ob sie eine Folge der veränderten Politik Königs Wilhelms gewesen

<sup>1)</sup> Tagebücher III, 132 und „ein mittelmäßiges Produkt voll unverschämter Gemeinplätze.“ Ibid.

<sup>2)</sup> S. 254 fg. Merkwürdigkeiten aus fernen Ländern und Zeiten (zum Th. erdichtet); S. 266 fg. Probe einer deutschen Bearbeitung des Candide (recht obseän); S. 275 fg. der blaue Vogel und die gelbe Maus, ein tagalisches Märchen und S. 287 fg. die Kunst politischer Lügen nach Swift (ein Auszug aus dem ersten Theile des gleichnamigen Werkes von Swift, das sich durch treffende Satire und scharfe Beobachtungsgabe auszeichnet).

<sup>3)</sup> Siehe oben S. 760.

<sup>4)</sup> In Wien waren die „Geheimen Papiere“ nicht unbemerkt geblieben. Im Auftrage Metternichs entwarf Geng „Noten über den Aufsatz, welcher gegen den Blittersdorffschen Bericht gerichtet ist.“ Metternich übersandte dieselben auch dem Präsidialgesandten am Frankfurter Bundestage, Freiherrn v. Münch. (Geng's Tagebücher, III, 305 und 309.)

ist<sup>1)</sup>, wissen wir nicht. Eine Pension, die Lindner von dem Stuttgarter Hofe bezogen hatte, blieb ihm auch fernerhin erhalten<sup>2)</sup>.

Seine politische Rolle war für immer ausgespielt.

\* \* \*

Die nächsten Monate brachte Lindner in Straßburg zu, wo er ein hinterlassenes Werk seines Oheims Gottlob Immanuel Lindner herausgab<sup>3)</sup>; von dort begab er sich nach Paris, wo er sich gleichfalls mehrere Monate aufhielt<sup>4)</sup>.

Da er die Absicht hatte, sich in Baiern niederzulassen, wandte er sich an's dortige Ministerium, sowie an den Fürsten Metternich mit der Bitte, seinem Vorhaben nicht hinderlich zu sein. Metternich überfandte den Brief Lindner's an die Mainzer Untersuchungskommission (für Untersuchungen der demagogischen Angelegenheiten), um Näheres über den Verfasser zu erfahren. Die Antwort war beruhigend: der Name Lindner komme in den Akten gar nicht vor<sup>5)</sup>.

1825 finden wir Lindner in Augsburg. Das dortige Leben behagte ihm wenig. „Ich war in Augsburg geistig halb todt; in der langweiligen Philisterstadt war mir alle Phantasie gelähmt,“ schreibt Lindner in der Rück Erinnerung an seinen Augsburger Aufenthalt<sup>6)</sup>.

Im Mai 1827 siedelte Lindner nach München über<sup>7)</sup>, wo er im Auftrage Cotta's die Redaktion der „Politischen Annalen“ übernahm. Rasch gewöhnte er sich an das rege Leben der Residenz, die nach dem Regierungsantritt des kunstliebenden jungen Königs Ludwig

<sup>1)</sup> Im Sommer 1824 löhnte sich der König endgültig mit den großen Höfen aus; fast gleichzeitig erfolgte seine Beistimmung zu der Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse (gegen Univerſität und Presse), cfr. Gervinus VII, 146 und 152.

<sup>2)</sup> So berichtet W. Hain im Nekrolog 1845, S. 433.

<sup>3)</sup> Philosophie der religiösen Ideen; ein hinterlassenes Werk. (Straßburg 1825.)

<sup>4)</sup> Inland 1845, Spalte 395.

<sup>5)</sup> Barnhagen, Blätter zur preuß. Gesch., IV (1869), S. 294.

<sup>6)</sup> Lindner an Rahel (München, d. 7. Juni 1827).

<sup>7)</sup> Lindner an Barnhagen (München, d. 7. Juni 1827). „Zwei Jahre habe ich im langweiligen Augsburg zugebracht. Seit 4 Wochen bin ich hier.“

(1825) einen hohen Aufschwung genommen hatte. Zu dem gesellschaftlichen Verkehr, den Lindner sich in Kürze zu schaffen wußte, gehörten Michael Beer, der Dichter des „Struensee“; Eduard Gans, der Hegelianer; Ludwig Robert, der Bruder Rahels; Frau von Greiers, die Tochter des jüngern Forster und der Theresie Huber und A.<sup>1)</sup> Mit dem Minister Zentner, der 7 Jahre vorher das „Manuscript“ ex officio hatte widerlegen lassen<sup>2)</sup>, trat Lindner bald in gute Beziehungen mit dem alten Grafen Montgelas sogar in „sehr vertrauliche“<sup>3)</sup>. Vor äußerer Anfeindung war Lindner durch den Schutz der russischen Gesandtschaft gesichert<sup>4)</sup>; die Kozebue'sche Affaire war offenbar längst vergessen worden.

An den „Politischen Annalen“ arbeitete Lindner mit Eifer. Namentlich der Jahrgang 1828 enthält vielfach Beiträge von ihm<sup>5)</sup>; einzelne derselben sind übrigens ohne Namensunterschrift<sup>6)</sup>. In

<sup>1)</sup> Lindner an Rahel (München, d. 7. Juni 1827).

<sup>2)</sup> Siehe oben S. 672 f.

<sup>3)</sup> Barmhagen, Blätter zur preuß. Gesch. IV, S. 292.

<sup>4)</sup> Ibid. und Lindner an Barmhagen (München, d. 7. Juni 1827). „Niemand hat etwas dagegen, daß ich in München lebe, wo ich überdem von der Gesandtschaft als russischer Unterthan anerkannt bin, und nöthigenfalls geschützt werden würde: gegen ungerechte Verfolgung nämlich.“

<sup>5)</sup> Im Bande XXVI: „Was hat Frankreich bei einem möglichen Sturze des Herrn von Villèle zu erwarten?“ (S. 61—73). „Betrachtungen über die gegenwärtige Krisis in Europa.“ (S. 269—286.) — Bd. XXVII: „Etwas über die Folgen der spanischen Invasion.“ (S. 75—83.) Dazu kommen Uebersetzungen und Kommentare zu französischen Schriften (von Guizot, Eckstein u. s. w.).

<sup>6)</sup> Entschieden von Lindner stammen z. B. „Die Briefe eines Kurländers über die europäischen Angelegenheiten.“ (B. XXVII, 33—55 und 261—284) und die „Verhandlungen in der Kammer der Abgeordneten über den königlichen Gesetzesvorschlag, die öffentlichen Verhältnisse der Israeliten betreffend. (Bd. XXVII, S. 99—219; cfr. Gervinus VII, S. 256.) Wenn die „Freimüthigen Betrachtungen eines Unparteiischen über einige Streitschriften zwischen Baden und Baiern“ (Annalen XXV, S. 293—324), auf die Wit v. Döring in seinen „Fragmenten“ offenbar Bezug nimmt (I, S. XXIX: Lindner habe gehofft „sich durch Schreiben zu Gunsten Baierns in der bekannten bairisch-badischen Streitfrage eine ähnliche Stellung wie in Stuttgart zu erwerben“), wirklich von Lindner herrühren, so wirft das ein wenig günstiges Licht auf dessen Charakter, da Lindner selbst vor einigen Jahren entschieden für die unzweifelhaft gerechte Sache Badens eingetreten war. (Siehe oben S. 554.)

seinen Aufsätzen spricht Lindner zwar noch in alter Weise von „Zeitgeist“, „Geisteskultur“ und dergleichen; das repräsentative System wird aber im Ganzen mit Nichtachtung behandelt.

Seit dem Januar 1828 war Heinrich Heine in die Redaktion der „Annalen“ eingetreten. Die Beziehungen Lindner's zu seinem Mitredakteur waren von vornherein gute<sup>1)</sup>; das Wesen Lindner's machte einen sympathischen Eindruck auf Heine<sup>2)</sup>. Kleine Differenzen ließen sich indessen nicht ganz vermeiden<sup>3)</sup>.

Der äußere Erfolg der „Annalen“ scheint kein günstiger gewesen zu sein. Gegen Ende des Jahres 1828 unterhandelte Heine mit Cotta über eine Veränderung, die mit der Zeitschrift vorgenommen werden sollte<sup>4)</sup>. Auch Lindner fühlte sich in seiner Stellung als Redakteur nicht sehr befriedigt, obwohl er sich dem Unternehmen nicht gerade entziehen wollte. Ende 1828 wurden die „Annalen“ ganz aufgegeben; nach einiger Unterbrechung übernahm Klotz die Redaktion<sup>5)</sup>.

In den nächsten Jahren schrieb Lindner hauptsächlich für die

<sup>1)</sup> Heinrich Heines sämtliche Werke, XIX (Hamburg 1863, Ausgabe v. Strodtmann), S. 319: „Cotta, der mich hier erwartete, so wie Dr. Lindner, haben mir sehr gut gefallen.“ (Heine an Julius Campe, München 1. Decbr. 1827.)

<sup>2)</sup> Aus dem Nachlasse Varnhagen's. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine, Bettina v. Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen v. Varnhagen v. Ense (Leipzig 1865). „In Dr. Lindner habe ich einen guten zuthunlichen Mann gefunden, mit dem ich gut auskomme.“ (S. 177.)

<sup>3)</sup> So sah sich z. B. Heine zu der Erklärung veranlaßt, daß eine redaktionelle Anmerkung, in der behauptet wurde, daß in der Philosophie Hegel's „die Sprache des Wahnwizes vorgetragen werde“ (Annalen XXVI, S. 227), „weder aus seiner Feder noch aus seiner Gesinnung geflossen“ sei. (Annalen XXVI, 365.)

<sup>4)</sup> Heine's Werke, XXIX, 344.

<sup>5)</sup> Ibid. XXIX, 345. „Lindner hat in letzter Zeit immer geäußert, er wünsche von den „Annalen“ loszukommen. War dieses seine damalige Extrapolitik und haben sich seine Ansichten geändert, so will ich gern mit ihm die „Annalen“ herausgeben, mit der einzigen Bedingung, daß er keine Noten macht. Würde er nicht redigiren, so hat er versprochen viel für die fortgesetzten Annalen zu schreiben, so daß die Lindnersche Politik immer darin einen stehenden Artikel bilden sollte.“ (Heine an Cotta, Florenz den 11. November 1828.)

„Allgemeine (Augsburger) Zeitung“<sup>1)</sup>, die etwa seit 1820 das unumstritten angesehenste Blatt in Deutschland war<sup>2)</sup>. Gleichzeitig soll er an der Stuttgarter Hofzeitung mitgearbeitet haben<sup>3)</sup>. Als Preußen 1829 den Zollvertrag mit Baiern und Württemberg abgeschlossen hatte, schrieb Lindner einen Aufsatz, in welchem er auf die Bedeutung dieses Schrittes hinwies; die Könige von Preußen und Württemberg sandten ihm hierfür Belobigungsschreiben zu<sup>4)</sup>.

Bei dem Ausbruch der Pariser Julirevolution empfahl Lindner, „in der Hoffnung, das Allerhöchste Vertrauen nicht gänzlich verloren zu haben,“ dem Könige Wilhelm seine Dienste „als unparteiischer, unbefangener Beobachter“ und Berichtersteller; doch erhielt er abschlägigen Bescheid, da der König, „abgesehen von den amtlichen Berichten der Mission, daselbst auch aus andern Quellen vollständige Nachrichten über die dortigen Vorgänge und Ereignisse erhalten“<sup>5)</sup>.

1832 erhielt Lindner das bairische Indigenat und den Rang eines königlich-bairischen Legationsrathes<sup>6)</sup>.

Zugleich wurde er von der Regierung mit der Redaktion der

1) Cfr. Napieršky, III, 80 und Konversationslexikon der Gegenwart von F. A. Brockhaus, Bd. III (Leipzig 1840), S. 319.

2) Ein Hauptprincip der Augsburger Zeitung war es, jeder Partei Gehör zu geben. So brachte sie oft gleichzeitig Beiträge von entschieden Liberalen und von der Wiener Hofburg.

3) Börne, Schriften III, S. 227.

4) Warnhagen, Blätter zur preuß. Gesch., V (1869) S. 253 fg. Warnhagen bemerkt hierzu: „So kehren sich die Sachen allmählich um. Der Jakobiner, der Entwerfer des Kogebueischen Bülletins, der Verfasser des Manuscripts, den man mit Wuth verfolgte, gegen welchen Fürst Metternich eine diplomatische Circulärdepesche ergehen ließ!“ Ueber denselben Gegenstand, (den Zollvertrag) handelt die Schrift Lindner's „Considérations sur le traité d'union commerciale entre la Prusse, la Bavière, le Württemberg et Hesse-Darmstadt“ (Münich 1830).

5) Gesuch Lindner's an den König, einliegend in einem Schreiben an den Staatssekretär Freiherrn v. Weltnagel (München den 7. August 1830); Antwortschreiben des Geheimen Cabinets, Stuttgart d. 13. August 1830. (Kngl. Württemberg, geh. Staatsarchiv.)

6) Beise, Nachträge II, 16.

neubegründeten „Bairischen Staatszeitung“ betraut<sup>1)</sup>. „Der Inhalt der Staatszeitung, die am ersten März 1832 zu erscheinen begann, war ein zweifacher.“ Sie beschäftigte sich mit äußerer und innerer Politik. In Absicht auf jene war „die Redaktion selbständig und auf eigene Verantwortung angewiesen“; der Theil, welcher den inneren Angelegenheiten Baierns gewidmet war, trug den Charakter eines öffentlichen Organs der Staatsregierung<sup>2)</sup>. — Die „Bairische Staatszeitung“ hatte nur kurzen Bestand, da die finanziellen Mittel nicht ausreichten<sup>3)</sup>; schon am 29. Juni ging sie ein<sup>4)</sup>.

1833 verließ Lindner München und kehrte nach Stuttgart zurück<sup>5)</sup>.

\* \* \*

In Stuttgart konnte sich Lindner nicht sogleich acclimatificiren, da er sich an das geräuschvolle Münchener Leben gewöhnt hatte. Er lebte völlig zurückgezogen, nur wenig von den Tagesereignissen

1) Lindner an Barnhagen (München, 14. März 1832). „Ich habe geglaubt in dem Verlangen der bairischen Regierung eine Einsicht in die Bedürfnisse des bairischen Volkes zu erkennen. Darum habe ich mit Freudigkeit den an mich ergangenen Ruf angenommen und meine Kräfte dem von ihr übergebenen Geschäfte gewidmet.“

2) Die Citate sind der Ankündigung der „Staatszeitung“ entnommen. Die Mittheilungen über die „Bairische Staatszeitung“ verdankt Verfasser vorliegender Schrift Herrn Archivsecretär Dr. Zirngiebl (auf Veranlassung des Herrn Direktors des königl. bairischen allgemeinen Reichsarchivs Dr. Franz v. Löher).

3) Lindner an Barnhagen (Stuttgart, 15. Oktober 1833). „Die bairische Staatszeitung mußte zu Grunde gehen, da kein Geld zur Bestreitung der Kosten ausgemittelt wurde.“

4) In der betreffenden Nummer wird bekannt gemacht, daß es beschlossen sei, den Theil, der die äußere Politik behandle, „von dem dem inneren Staatsleben gewidmeten zu trennen, und ersteren in der Eigenschaft eines Privatunternehmens den Eigenthümern der „Münchener politischen Zeitung“ zu überlassen, letzteren dagegen mit „den Bairischen Blättern für Geschichte, Statistik und Literatur“ zu verbinden und zwar unter dem gemeinsamen Titel „Bairische Annalen“.

5) Freundliche Mittheilung der Polizeidirection der Haupt- und Residenzstadt München.

berührt<sup>1)</sup> Zu politischen Zwecken wurde er von dem Könige Wilhelm nicht mehr verwandt, da er als Fremder zu unpopulär und schon zu alt war<sup>2)</sup>. Dagegen überlegte er im Auftrage des Königs mehrere damals vielgenannte Schriften über industrielle Gegenstände<sup>3)</sup>. Eine Uebersetzung von einer Reisebeschreibung der Königin Hortense, die er 1834 herausgab, verdankt ihr Entstehen zweifellos seinem Napoleonscultus<sup>4)</sup>. 1839 erschien nach langer Unterbrechung wieder eine politische Schrift von Lindner „Europa und der Orient“<sup>5)</sup>. Die Schrift zerfällt in zwei Theile. In dem ersten Theile giebt Lindner eine Uebersetzung von einem Aufsatz von Armand Lefèvre über „Frankreichs Politik in Bezug auf die Angelegenheiten des Orients“ (der in der „Révue des deux mondes“ erschienen war). „Der Standpunkt eines Franzosen ist hier ganz nach der alten Schule festgehalten und noch ziemlich derselbe, wie zu Zeiten Ludwigs des XIV. und wie zu Napoleons Zeiten. Der National-

<sup>1)</sup> Lindner an Barmhagen (Stuttgart, den 15. Oktober 1833). „Nach Stuttgart zurückgekehrt verlor ich viel Zeit mit dem Versuche, mich mit dem Wesen einer kleinen Stadt verträglich zu stimmen . . . Die Einsamkeit ist mein hiesiger Umgang. Seit Jahr und Tag lese ich fast keine Zeitung; die heutige Politik macht mir Langeweile, obgleich ich überzeugt bin, daß sich aus allen Wirren eine bessere Zukunft naturgemäß entwickeln muß“.

<sup>2)</sup> Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten (Leipzig und Bielefeld, 1877), S. 424. Doch muß Lindner noch recht rüstig gewesen sein. „Ich und meine Frau (schreibt er am 14. März 1832 an Barmhagen) könnten Ihnen etwas von unserm Wohlsein abgeben; in der That, wir befinden uns alle Tage besser, so daß, wenn das so fortgeht, wir nie alt werden können.“

<sup>3)</sup> Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupe. Aus dem Chinesischen in's Französische übersezt von Stanislas Julien. Auf Befehl seiner Majestät, des Königs von Württemberg aus dem Französischen übersezt und bearbeitet (Stuttgart und Tübingen 1837); Die Eisenbahnen im Vergleich mit den Wasserstraßen von Michael Chevalier. Auf Befehl r. (Stuttgart und Tübingen 1838.)

<sup>4)</sup> Meine Reise durch Italien, Frankreich und England im J. 1831 von Hortense, ehemaliger Königin von Holland (Stuttgart 1834), sfr. oben S. 758.

<sup>5)</sup> Europa und der Orient. Verschiedene Auffassungen der türkischen Frage. (Stuttgart 1839.) Das Referet über diese Schrift beruht auf der Besprechung Barmhagen's. (Denkwürdigkeiten V, 321—331.) Es war dem Verfasser nicht möglich, sich ein Exemplar der offenbar selten gewordenen Schrift zu verschaffen.

eitelkeit dünken alle Ansprüche gerecht, alle Einrichtungen zulässig, bei welchen sie sich befriedigt fühlt. Von wirklichem Rechte ist dabei nicht die Rede, ja selbst nicht von der tieferen politischen Zuständigkeit und dem wahren Besten des eigenen Landes<sup>1)</sup>. Auch treffen wir hier häufig auf „herkömmliche Ziererei mit Gesinnungen und Fürsorgen, die das Wohl der Menschheit und die allgemeine Bildung zu vertreten sich anmaßen“<sup>2)</sup>. Eine „neue Seite“ ist der Sache nicht abgewonnen. Der Inbegriff derselben heißt: „Wir wollen uns mit derjenigen Macht verbinden und derjenigen Macht allenfalls dienen, die uns den meisten Länderzuwachs verspricht“<sup>3)</sup>. Hierbei wird auch auf die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Frankreich und Rußland hingewiesen.

Der zweite Theil der Schrift, der von Lindner selbst stammt, ist in Gesprächsform abgefaßt. Lindner führt zwei Freunde, einen Nordamerikaner Wilson, und einen Deutschen Willibald redend ein. Er ersucht die Leser zuvor, die Gespräche dieser Beiden nicht aus den einzelnen Sätzen, sondern nach dem ganzen Inhalte zu beurtheilen. Seine eigene Meinung ist aus der Schrift nicht ganz leicht herauszulesen. Soviel ist (nach Barnhagen) klar, daß Lindner die Staaten nicht nach äußeren Formen, sondern nach dem Geiste der Regierungen mißt. So nimmt er z. B. entschieden für Rußland Partei, dessen Politik ihm sichtlich sympathisch ist. Die allgemeine Ansicht, daß eine Zunahme der russischen Macht im Orient Gefahren für das übrige Europa involvire, wird von ihm nicht getheilt. Die orientalische Frage kann nach seiner Ausführung durchaus friedlich gelöst werden. Andeutungsweise kommt Lindner häufig auf westeuropäische Verhältnisse zu sprechen. Barnhagen rühmt der Schrift „maßvolle Haltung“, „guten Ton“ und „feine Darstellung“ nach<sup>4)</sup>.

In seiner Schrift „Skythien und die Skythen des Herodot“<sup>5)</sup> behandelt Lindner zum ersten Male ein rein wissenschaftliches Thema.

<sup>1)</sup> Barnhagen. Denkwürdigkeiten V, 325.

<sup>2)</sup> Ibid.

<sup>3)</sup> Ibid. V, 326.

<sup>4)</sup> Barnhagen, Denkwürdigkeiten V, 331.

<sup>5)</sup> Skythien und die Skythen des Herodot und seine Ausleger nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder von Dr. Friedrich Ludwig Lindner, königlichem Bairischen Legationsrathe. Mit 4 Karten (Stuttgart, 1841). Das Werk ist dem Könige Wilhelm, „dem wohlthätigen Schutzgeiste meines literarischen Lebens“, gewidmet.

Das Werk tritt mit nicht geringer Prätension auf. Lindner erhebt den Anspruch, „der alten Geographie und Geschichte einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet zu haben“<sup>1)</sup>. Im ersten Abschnitt giebt Lindner eine „Uebersicht der Herodotischen Beschreibung“ von Skythien. Im zweiten Abschnitt polemisiert Lindner gegen die bisherigen Ausleger des Herodot, besonders gegen Niebuhr, Ritter und Hammer. Im dritten Abschnitt versucht er die angeblich mißverständenen Stellen im Herodot zu erklären. Der vierte Abschnitt enthält eine geographische Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des alten Skythienlandes. Im fünften Abschnitt übersetzt und commentirt Lindner die Beschreibung Herodots und dessen Darstellung des persischen Feldzugs. Im sechsten Abschnitt vergleicht er die Beschreibung Herodots mit den Schilderungen späterer Historiker (Thucydides, Polybius, Justinus, Diodor, Strabo, Mela, Plinius und Ptolomäus). Im siebenten Abschnitt bemüht sich Lindner darzuthun, daß von sämtlichen indogermanischen Völkern nur die Slaven von den Skythen abzuleiten seien. Hauptzweck des Werkes ist es, den Nachweis zu liefern, daß die Beschreibung Herodots von „bewunderungswürdiger Genauigkeit“ in den geographischen Angaben zeuge<sup>2)</sup>.

Spätere Forschungen (bes. Grote's) haben im Gegensatz hierzu ergeben, daß Herodot über Skythien nur das berichtet, was die Griechen darüber fabelten. Dagegen ist die Behauptung Lindner's, daß die Skythen der indogermanischen, nicht der mongolischen Race angehört haben<sup>3)</sup>, von der neuern Forschung bestätigt worden<sup>4)</sup>.

In fachwissenschaftlichen Kreisen hat dies Werk kein Aufsehn erregt; in den zeitgenössischen gelehrten Journalen haben wir nirgends eine Besprechung desselben finden können. Lindner selbst erzählt allerdings, „daß die competentesten Richter, Männer, wie Heeren, Creuzer u. A. ihm in Briefen auf unverdächtige Weise die Anerkennung gemeldet hätten, daß er sich um den Herodot ausgezeichnete Verdienste erworben habe“<sup>5)</sup>.

1) Vorrede, S. VIII.

2) Vorrede, S. VII.

3) Wie Letzteres von Hammer und Niebuhr behauptet worden war.

4) E. Meyer, Geschichte des Alterthums (Stuttgart 1884, Bd. I, S. 515).

5) Lindner an Barchhagen (Stuttgart, 14. September 1841).

Von Lindner's letzten Lebensjahren ist wenig zu berichten. „Ueber mein individuelles Leben weiß ich nichts zu sagen“, schrieb er an Barnhagen am 3. Juni 1841; „es ist still, ruhig und einsam, wie es einem 69jährigen Greise ziemt. Ich lebe mehr mit Büchern als mit Menschen. Die Zeitungen widern mich an.“ Um gesellschaftlichen Umgang war es ihm wenig zu thun; die Stuttgarter Verhältnisse sprachen ihn nicht an<sup>1)</sup>. Seine letzte Schrift war eine (nicht gerade sehr gelungene) Satire gegen die Hegel'sche Philosophie<sup>2)</sup>. Eine verhältnißmäßige Frische und körperliche Gesundheit hatte er sich bis in das späteste Alter erhalten<sup>3)</sup>. Nur in der allerletzten Lebenszeit stellten sich auch bei ihm schwere Leiden ein.

Am 29. April (11. Mai) 1845 ist er zu Stuttgart gestorben<sup>4)</sup>.

---

Ueber das äußere Wesen Lindner's sprechen sich die Zeitgenossen durchgängig günstig aus. „Mir kommt Lindner fein und lebhaft und ganz vorurtheilslos vor“, schreibt Henriette Mendelssohn 1800 über Lindner<sup>5)</sup>. Als Grundzug seines Wesens bezeichnet Rahel während seiner Jugendjahre „liebenswürdigen Leicht-

---

1) Lindner an Barnhagen (Stuttgart, den 14. Sept. 1841). „Vom Umgange mit Menschen erwarte ich nichts mehr. Wäre ich jünger, ich hätte längst andere Verhältnisse aufgesucht. Wenn aber im äußern Leben meine Stellung hier schief erscheint, so ist es doch im Innern meines Bewußtseins anders.“ (Unter den „wenigen Bekannten“ nennt Lindner hier den Dr. Schlegel, den Herausgeber der Werke von Gutz.)

2) Der von Hegel'scher Philosophie durchdrungene Schustergejelle, oder der absolute Stiefel. Drama in 2 Auftritten. (Stuttgart, 1844). Lindner hatte von jeher einen Widerwillen gegen die Philosophie Hegel's. Cfr. oben S. 776, Anmerk. 3.

3) Lindner an Barnhagen (Stuttgart, 14. Sept. 1841). „Wenn man mich äußerlich ansieht, lacht man mich aus, wenn ich von Greisenalter spreche; doch bin ich kein klagender Greis, sondern fast stolz auf diesen Titel.“

4) Schwäbischer Merkur 1845. Stuttgart, den 12. Mai 1845. „Gestern Mittag um 12 Uhr verschied nach langem und höchst schmerzlichem Leiden, mein theurer unbergelicher Gatte, der königlich-bairische Legationsrath a. D. Dr. Friedrich Ludwig Lindner in seinem 73. Lebensjahre.“

Elise Lindner, geb. Reiffinger.

5) Rahel-Galerie I, 71. Cfr. oben S. 540.

sinn“<sup>1)</sup>. „Freudig, zutraulich, naiv, herzlich“ habe er „gegen Freunde ausfehen können“<sup>2)</sup>. Lindner's Briefe aus dieser Epoche bestätigen das Urtheil<sup>3)</sup>.

Barnhagen, der Lindner, wie wir wissen, 1818 kennen lernte, rühmt seinen „muntern, hellverständigen Sinn“, seine „beredsame Dialektik“, seinen „Witz und Laune“<sup>4)</sup>; dabei bemerkt er, daß der Conversation Lindner's etwas Sprunghaftes, Aphoristisches eigenthümlich gewesen sei<sup>5)</sup>. Die gleichzeitigen Briefe Lindner's lassen bisweilen einen gewissen Uebermuth, eine Hinneigung zu satirischer Beurtheilung der Zeitlage erkennen<sup>6)</sup>.

In den späteren Lebensjahren trat bei Lindner mehr ein Zug „außerordentlicher Gutmüthigkeit“<sup>7)</sup> hervor. Auch hat ihn, nach seiner eigenen Mittheilung, „die angeborene Heiterkeit des Gemüthes“ selbst im Alter nicht verlassen<sup>8)</sup>.

Das Leben Lindner's zerfällt, wie wir gesehen haben, in 2 größere Perioden. Während der ersten Periode (bis 1820) hat

<sup>1)</sup> Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 263.

<sup>2)</sup> Rahel, ein Buch des Andenkens II, 534.

<sup>3)</sup> So 2 Briefe an Rahel (Zena, 4. Decbr. 1795 und Wien, 17. Mai 1800) und an Sophie Mereau (Göttingen, 9. Febr. 1797 und Wien, 30. Mai 1803). Die Briefe sind im Ausdrücke vielfach übersehentlich.

<sup>4)</sup> Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 281 und 282.

<sup>5)</sup> Barnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 282. „Er that immer nur wenige Schritte (in der Unterhaltung), dann brach er ab oder lenkte ein, weil es seine Geistesart so gebot. Eine Anekdote, ein Witzwort, ein glückliches Citat machten schnell der gespanntesten Unterhaltung ein Ende, und eine andere begann, die gewöhnlich bald ebenso solch einen Ausgang nahm. Dieser Zug, wenig merkbar in seinen Schriften, ist sogar in seinen Lebensgeschichten nicht zu verkennen.“

<sup>6)</sup> In einem Briefe an Barnhagen (Straßburg, 21. Mai 1818) spottet Lindner recht ergötzlich über „die Dunkelmänner unserer Zeit“. Er zeichnet das Zukunftsbild einer „utopischen“ Stadt, in welcher Kozebue das Amt eines Stadtschreibers zugeordnet wird. Genz und Pilat („Pilatus“) sollen Schirmherrn, Schmalz Bettelvogt derselben sein. Hieran schließt sich eine satyrisch gehaltene Inhaltsangabe einer Nummer des dortigen „Intelligenzblattes“. In einem Briefe an Rahel (Baden, 11. Sept. 1821) spricht Lindner von einem Plane, ein „Album für monarchische Menschen“ unter der Firma „Genz der Jüngere“ herauszugeben.

<sup>7)</sup> Menzel, Denkwürdigkeiten (Leipzig=Viesefeld 1877) I, 424 und Wit, Fragmente I, 298. Wit=Döring ist persönlicher Feind Lindner's.

<sup>8)</sup> Lindner an Barnhagen (Stuttgart, 14. Sept. 1841).

Lindner, soweit wir es beurtheilen können, als selbständiger Schriftsteller gewirkt: während der zweiten sehen wir ihn in Abhängigkeit vom Stuttgarter und später vom Münchener Hofe. Schon diese Abhängigkeit an und für sich läßt eine freiere Gesinnung, eine unparteiische Stellungnahme zu den Zeitfragen kaum denkbar erscheinen. Zu einem vollständigen Bruche mit den früheren Anschauungen ist es etwa seit seiner Ueberfiedelung nach Baiern gekommen. Eine Nebeneinanderstellung von Aussprüchen Lindner's aus der ältern und der spätern Periode<sup>1)</sup> möge diesen Wechsel der Gesinnung veranschaulichen:

1) Unzerstörbar ist das neue Leben, dem alle Hülfsmittel der Cultur zu Gebote stehen, und das in den Händen der Völker allmächtig sein wird. (1. Novbr. 1818.)

2) Die Verschwörung der Tyrannen gegen die Völker wird immer deutlicher. Und was ist unsere Erwartung anders, als die Hoffnung auf Revolution? (7. Novbr. 1818.)

3) Die Völker müssen zur Freiheit erzogen werden und eines der wirksamsten Mittel zu diesem Zwecke ist repräsentative Verfassung. (8. Juni 1819.)

Ich habe mich überzeugt, daß der einzig richtige Weg der Gesellschaft zu dienen, nur in Verbindung mit der Regierung zu finden ist (14. März 1832.)

Daß die Liberalen, Revolutionäre und Doktrinäre jetzt nichts thun und nichts thun können, ist das Beste; daß aber ihre Gegner bei vollen Mitteln auch nichts thun, ist das Schlimme bei der Sache und das Langweilige. (7. Juni 1827.)

Worauf es ankommt, ist nicht etwa repräsentative Verfassung, sondern ein schöpferischer Geist. (7. Juni 1827.)

Es läßt sich auf den ersten Blick kaum glauben, daß Aeußerungen, wie wir sie hier neben einander gestellt, von derselben Persönlichkeit herrühren. Noch schärfer müssen wir den Gegensatz empfinden, wenn wir uns vorhalten, daß in der zwischenliegenden Zeit Ereignisse, wie die Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse (1824), fallen.

In liberalen Kreisen galt Lindner daher als Apostat; Görres<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Die Aeußerungen sind Briefen an Barnhagen und Rahel entnommen.

<sup>2)</sup> Cfr. Barnhagen, Blätter zur preuß. Gesch., V, 196.

und Börne<sup>1)</sup> haben sich offen in diesem Sinne geäußert. Wolfgang Menzel nennt Lindner „eine der glänzendsten publicistischen Käufligkeiten“<sup>2)</sup>.

In wie weit Lindner's innere Ueberzeugung bei dieser Umwandlung betheiligt gewesen, ist nicht ganz leicht zu entscheiden. Nicht vergessen darf es werden, daß ein Gefinnungswechsel, der Rangeshöhung und sonstige Vortheile zu Folgen hat, immer fragwürdig bleibt. Wenn Verfasser vorliegender Arbeit eine subjective Meinung äußern darf, so muß er bekennen, daß auf ihn persönlich der Umschwung in den Ansichten Lindner's weniger den Eindruck seiner Berechnung, als vielmehr den der Schwäche und Unselbständigkeit des Charakters mache. Zu dieser Auffassung paßt auch der Zug der Gutmüthigkeit, der Lindner nach Angabe der Zeitgenossen eigen gewesen. Ferner lassen die Briefe an Barnhagen und Rahel erkennen, daß Lindner ungemein von äußeren Umständen beeinflusst wurde; Stimmungen und Pläne wechseln außerordentlich rasch. Das unruhige Hin- und Herwandern, das sich fast durch das ganze Leben Lindner's hinzieht, spricht gleichfalls nicht für Beständigkeit seiner Sinnesart. Verhältnisse und Menschen haben ihn jederzeit leicht angezogen, aber nie auf die Dauer befriedigt. Es scheint uns, daß Lindner den Grundzug seines Wesens berührt hat, wenn er einmal gelegentlich Rahel schrieb: „Ich wollte sagen, daß das Leben in fremder Gesellschaft uns am Ende dazu bringt, etwas zu thun, was von Natur nicht unser Geschäft ist. Dieses ist wenigstens mein Schicksal gewesen, welches zu ertragen ich gelernt habe“<sup>3)</sup>.

Wenig sympathisch für unser Empfinden ist die hervorragende Rolle, die die Anonymität in Lindner's Leben spielt. Anonym hatte

<sup>1)</sup> Als Lindner zum bairischen Legationsrath ernannt worden war, hatte Börne hierzu bemerkt: „Der Lindner ist zum Legationsrath ernannt worden, und hat die allergnädigste Erlaubniß erhalten, die Uniform des königlichen Hauses zu tragen. Ich möchte ihn sehen in seiner Livrée. Dieser Lindner ist die vollendetste Lafaienesele, die ich je kennen gelernt; er ist mit gelben Aufschlägen und geprägten Knöpfen zur Welt gekommen.“ (Börne, Schriften III, 227.)

<sup>2)</sup> Wolfgang Menzel, die deutsche Literatur. Zweite Auflage. (Stuttgart 1836.) S. 232.

<sup>3)</sup> Straßburg, den 20. Mai 1818.

er sich anfänglich an der Kozebueschen Affaire betheiligt; anonym (oder vielmehr pseudonym) erschienen das „Manuscript“ und der „Bericht über die Lage Europas“.

Eine Bemerkung Metternich's über Lindner darf nicht übergangen werden, obgleich wir kaum ein großes Gewicht auf dieselbe legen dürfen. In einem vertraulichen Schreiben an den Kaiser Alexander (v. J. 1822) bezeichnet Metternich gelegentlich Lindner als „agent actif de Bonaparte en Allemagne“<sup>1)</sup>. Die Anklage ist hart; doch dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Schreiben den offenbaren Zweck hat, dem Kaiser die Bestrebungen der Liberalen möglichst gefährlich, ja bedrohlich erscheinen zu lassen. Es war Metternich darum zu thun, durch solche Schreckbilder Alexander für die Ideen der Reaktion zu gewinnen; um dieses Ziel zu erreichen, wird er sich, nach seiner ganzen Anlage, nicht gescheut haben, nöthigenfalls auch ungerechtfertigte Anschuldigungen zu erheben<sup>2)</sup>. Wir haben diese Angabe Metternich's nirgends von glaubwürdigen Zeugen bestätigt gefunden. Der Umstand, daß Lindner seinen Enthusiasmus für Napoleon offen zur Schau trug, spricht eher dagegen als dafür. In der Correspondenz Napoleons<sup>3)</sup>, kommt der Name Lindner nicht vor, wie die Indices ausweisen.

Die Urtheile der Zeitgenossen über die schriftstellerische Befähigung Lindner's lauten ungleich günstiger, als die Urtheile über seinen Charakter. Nach der Versicherung Varnhagen's hielt Geng, der sich anfangs höchst abfällig über Lindner geäußert hatte<sup>4)</sup>, denselben in der Folgezeit „unbedingt für den fähigsten und bedeutendsten aller deutschen Schriftsteller“<sup>5)</sup>. Der „Bericht über die Lage Europas“ erregte die lebhafteste Bewunderung von Geng und veranlaßte ihn zu jener glänzenden Erwiderung<sup>6)</sup>. Etwa um's Jahr 1828

<sup>1)</sup> Aus Metternich's „Nachgelassenen Papieren“ III, 593.

<sup>2)</sup> So sind zum Beispiel die Angriffe gegen Murchard (den Herausgeber der „Politischen Annalen“), die in demselben Schreiben enthalten sind, durchaus unbegründet; eine Verbindung der süddeutschen Liberalen mit dem revolutionären Comité directeur in Paris, von der Metternich spricht, hat nie bestanden.

<sup>3)</sup> Correspondence de Napoléon I, publiée par l'ordre de l'empereur Napoléon III, 32 T. Paris 1858—1870.

<sup>4)</sup> Siehe oben S. 557.

<sup>5)</sup> Varnhagen, Denkwürdigkeiten VIII, 149.

<sup>6)</sup> Siehe oben S. 765 f.

wurde Lindner sogar eine jährliche Pension von 4000 Gulden angeboten, wenn er nach Wien ziehen und im österreichischen Interesse publicistisch wirken wollte; „allein er lehnte diesen Vorschlag ab und bat nur, indem er seinerseits ein maßvolles Verhalten versprach, daß man ihn nicht verfolgen möchte“<sup>1)</sup>. Jedenfalls giebt dieser Antrag einen Maßstab dafür ab, wie hoch man sein Talent schätzte.

Daß Barnhagen ihn, „was Fähigkeit und Begabung auf politischem Gebiete betrifft, in die erste Reihe“<sup>2)</sup> der Publicisten stellt, kann nicht Wunder nehmen. Aber auch ein erbitterter Gegner, der berüchtigte Wit, genannt v. Döring, erklärt, daß ihm „vielseitige politische Bildung und Belesenheit, nicht geringe Sagacität, ein angenehmer fließender Stil“ nicht abzusprechen sei<sup>3)</sup>.

Das Talent Lindner's ist in der That ein nicht ganz gewöhnliches. Seine Darstellung ist gefällig, der Stil ist klar und rein, wenn auch häufig phrasenhaft (worin er übrigens dem Geschmack seiner Zeit entgegen kam). Logische Folgerungsweise ist nicht zu verkennen; wenn seine Motivirungen auch meist vor ernsterer Kritik nicht bestehen können, so versteht er es doch, die Blößen möglichst zu verdecken. Die Schwächen der gegnerischen Ansicht werden nicht ohne Scharfblick erkannt und „gewandt und nachdruckvoll“<sup>4)</sup> angegriffen, wobei es allerdings nicht an Sophismen fehlt. Ueberhaupt ist die Polemik seine stärkere Seite; im Positiven bietet er ungleich weniger.

Eine weitergehende Bedeutung darf Lindner nicht beanspruchen. Ein reicher Ideeninhalt kann seinen Schriften nicht zugesprochen werden; Selbständigkeit der Auffassung ist ihm nicht eigen<sup>5)</sup>. Cha-

<sup>1)</sup> Barnhagen, Denkwürdigkeiten VIII, 150.

<sup>2)</sup> Ibid. V, 322. Barnhagen bedauert indessen, daß Lindner wegen der politischen Verhältnisse „nicht zur vollen Entfaltung der Kräfte, zur wahren Darstellung des Inhalts gelangt“ sei.

<sup>3)</sup> Fragmente I, 298.

<sup>4)</sup> Rahel-Gallerie II, 179.

<sup>5)</sup> Lindner behauptet allerdings selbst: „Weil ich über Politik meine selbständigen Gedanken habe, habe ich's mit allen Parteien verdorben, was mir recht lieb ist, da ich wirklich keiner angehören mag.“ (An Rahel. Stuttgart, den 13. Juni 1823.)

rafferistisch für seine Art der Schriftstellerei ist seine Vorliebe für Bearbeitung und Erklärung fremder Schriften. So beruht denn auch seine Bedeutung nur auf den Schriften, die er im Auftrage oder doch im Sinne des Königs Wilhelm abgefaßt hat. Als jene Richtung, welcher er in seinen Schriften Ausdruck verliehen, gescheitert war, ist auch er in Vergessenheit gerathen.



### Berichtigungen.

- (NB. bei Angabe der Zeilen stets der Text, nicht die Anmerkungen gemeint.)
- S. 531, Anm. 1 lies Mereau statt Mercan, desgl. S. 540 und passim.
- S. 535, Anm. 5 „Ibid. Nr. 1“ zu streichen.  
Anm. 8 lies Nr. 40 statt und 40.
- S. 536, Anm. 3 lies 1816 Nr. 20 statt und 20.  
Anm. 4 lies Witauer Intelligenzblatt 1816 Nr. 40.
- S. 537, Anm. 6 lies Logenbruder statt Bogenbruder.  
Anm. 8 lies zur Geschichte und Statistik statt zur Geschichte der Statistik.
- S. 542, Zeile 7 v. unten lies Gualtieri statt Smaltieri.
- S. 546, Anm. 3 <sup>1)</sup> vor Ethnographiam fällt fort; nach docebit (statt nach privatim) ein <sup>1)</sup> vor geographiam <sup>2)</sup> vor rerum politicarum.
- S. 548, Anm. 6 lies 1818 statt 1812.
- S. 556, Anm. 5 lies Smidt statt Schmidt.
- S. 559, Zeile 1 v. unten lies meine Briefe statt meinen Brief.
- S. 559, Anm. 7 (letztes Wort) konnten statt könnten.
- S. 561, Anm. 6 lies Wit gen. von Döring statt Wigen von Döring.
- S. 563, Anm. 3 lies Winter, Duttlinger statt Wintes, Dattlinger.
- S. 567, Anm. 1 lies Klüpfel statt Klöpfel.
- S. 572, Anm. 4 lies Wilko statt Wilo.
- S. 573, oben: <sup>1)</sup> muß stehen Zeile 4 nach „Besitzungen“.
- S. 577, Zeile 18 v. unten lies Conception statt Conceptionen.
- S. 677, Anm. 6 lies 1831 statt 1830.



## Politische Korrespondenz.

Berlin, 18./6. Oktober 1895.

Es giebt heute sicherlich keinen größeren Staat in Europa, in welchem die augenblickliche äußere Politik so geringe Beachtung findet als in **Deutschland**, und vielleicht hat es auch in dem jungen Deutschland noch nie eine Zeit gegeben, in der man mit größerer Berechtigung als jetzt sich gesichert fühlte gegen Gefahren, Beunruhigungen von außen her. Nicht daß man von dem gepriesenen „wolkenlosen“ Horizont des politischen Europa reden dürfte: der ist vielmehr heute wieder einmal von mancherlei Schwarz verunziert. Aber wo es in der Welt Fragen zu lösen, wo es feindliche Interessen auszugleichen giebt, da haben wir, da hat Deutschland weniger zu suchen als all die andern, und hütet sich sorgfältig, den Finger in fremde Suppen zu stecken. Um so eifriger wirft man sich in die nie ruhenden Kämpfe der Parteien, die einen Sitzgrad angenommen haben, welcher der Wuth, mit der vor 30 Jahren die Regierung bekämpft wurde, wenig nachstehen. Welcher Wust widerwärtiger Händel ist seit Wochen durch den Fall Hammerstein zu Tage gefördert worden, und was wird diesem Quell noch Alles entströmen, wenn weiter mit der Veröffentlichung privater Briefe fortgefahren wird. Leider muß man sich darauf gefaßt machen, daß der kommende Reichstag zum Schauplatz wilder Kämpfe um persönliche Dinge werden wird, und es wäre nur zu wünschen, daß bis dahin ein wenig Ordnung und Klarheit in die von dem Stoß arg zerrüttete konservative Partei gebracht wäre. Leider fehlt es dieser Partei bisher völlig an hervorragenden Führern, was ja auch eine wesentliche Erklärung dafür bietet, daß ein Mann wie Herr von Hammerstein einen so großen Einfluß auf die Partei hat ausüben können. — Von allen Seiten treffen in letzter Zeit erfreuliche Berichte ein über den Aufschwung, welchen der Handel in diesem dritten Quartal des Jahres genommen hat. Die Preise vieler Waaren haben sich infolge von verstärkter Nachfrage gehoben, wozu der

Ausstoß von den Verein. Staaten ausgegangen ist. Nach den letzten Konsularberichten der Union hat z. B. der Konsularbezirk Berlin allein für 800,000 Doll. Waaren mehr als früher in dieser Zeit nach Nordamerika versandt. Damit zusammenhängend stehen einerseits alle industriellen Werthe sehr hoch und ist zugleich in das vordem in den Banken steckende Geld wieder Bewegung gekommen. Dieser wirthschaftliche Aufschwung nach dem langen Druck, der auf dem Erwerb lag, ist natürlich überall mit Freude begrüßt worden, obwohl der landwirthschaftliche Theil der Bevölkerung wenigstens direkt an demselben nicht Theil genommen hat, und in entsprechendem Maaße vermindert sich die Furcht vor der arbeitslosen Menge, vor dem rothen Gespenst, welches sich am besten von dem Hunger des Arbeiters nährt. Je zuverlässiger man in die Zukunft blickt, um so mehr wünscht man, nicht gestört zu werden durch Beunruhigungen von außen her, die zwar unsere politischen Interessen nicht gefährlich, doch den Welthandel und damit auch unsere wirthschaftlichen Hoffnungen bedrohen könnten. Leider dürfen wir in dieser Hinsicht nicht ganz sorgenlos die Weltlage betrachten.

In die Wende des Monats haben sich ungewöhnlich wichtige Ereignisse zusammengebrängt: der Aufstand der Armenier in Konstantinopel, der Wechsel des Ministeriums in Wien, der Sieg der Antisemiten in Wien, die Einnahme Tananarivo's durch die Franzosen.

Es scheint, als ob man in **Wien** der alten konstitutionellen Doktrin von den Parteiministern den Laufpaß geben wolle, oder schon gegeben habe. Kaiser Franz Josef hat stets aus der herrschenden Partei seine Minister zu wählen gepflegt, wie er es in Ungarn auch heute noch thut; er war eben stets und ganz konstitutioneller Monarch, sich darin sehr wesentlich von Kaiser Wilhelm unterscheidend. Aber es fehlt heute in Oesterreich an einer herrschenden Partei, und so hat der Kaiser ein Ministerium berufen, welches von keiner der parlamentarischen Gruppen abhängig ist. Was Graf Badeni nun auch für die Politik künftig zu bedeuten haben mag, so ist das Eine von höchster Bedeutung, daß der Zerfall der alten Parteiherrschaft, vor Allem die begonnene Auflösung der deutschen Linken ihm eine außerordentliche Bedeutung für die Neubildung der Parteien zuweist. Die deutsche Linke, die „Herbstzeitlosen“, wie Fürst Bismarck sie genannt hat, diese liberal-doktrinäre, börsenmäßig verjudete Gesellschaft hat dem Deutschthum in Oesterreich nie eine ernste Stütze dargeboten. Schritt für Schritt ist sie vor dem Ansturm von Feudalen, Tschechen, Ungarn zurückgewichen, weil sie ihre Principien höher stellte als die reale Macht und ist heute dahin gelangt, daß sie in Wien selbst vom Throne gestossen wurde von den Antisemiten. Aber auf die Dauer kann in Oesterreich nur mit Hilfe einer deutschen Mehrheit regiert werden, wenn man nicht die völlige Zerstörung der heutigen verfassungsmäßigen Zustände heraufbeschwören will. Und so wird Graf Badeni als nächste Aufgabe die Neuschöpfung einer deutschen, aus den Trümmern der Linken und des Hohenwartklubs vielleicht hervorgehenden

Partei zu lösen haben. Von hohem Interesse wird die Rolle sein, die der Antisemitismus dabei spielen wird. Der Führer dieser Partei, Lueger, ist ein Mann von ungewöhnlicher Begabung. Der Feldzug von 8 Wochen, in dem er Wien erobert hat, war ein Meisterstück an agitatorischer und diplomatischer Kunst. Der Ausfall der Gemeindevahlen am 30. September, obwohl durch die vier Wochen vorher stattgehabten Wahlen bereits angedeutet, hat dennoch nicht bloß in Oesterreich, sondern überall verblüffend gewirkt. Die jüdische Presse auch in Deutschland verlor alle Besinnung und suchte die Wiener Antisemiten zu einer Bande zu stempeln, wie sie etwa die Kurden in Syrien darstellen. Hatten die Antisemiten schon durch die August-Wahlen Anspruch auf eine erste Stellung im Gemeinderath, so ist ihnen die Nichtanerkennung dieses Anspruches von Seiten der Regierung, wie sie in der Auflösung des Gemeinderathes und der kommissarischen Verwaltung sich darstellte, bei den zweiten Wahlen zu Nutz gekommen. Keine der europäischen Residenzen ist in dem Maaße wie Wien von dem Judenthum durchsetzt und beherrscht worden. Nun wird Lueger zu Ende dieses Monats die Macht in die Hände bekommen, und was bisher die Antisemiten geleistet haben, zeigt, daß sie ganz dazu neigen, in der Ausübung der Macht nicht all zu bedenklich zu sein. Zum ersten Mal seit dem Erscheinen dieser offen antijüdischen Bewegung wird die Partei in Wien die Möglichkeit und die Pflicht haben, nicht bloß über die Verderblichkeit des Judenthums zu zetern, sondern sie praktisch zu hemmen und einzuschränken. Da erst wird der eigentliche Kampf beginnen und sich zeigen, ob Lueger wirklich der Mann ist, um in einer Frage, wenn nicht die Lösung, so doch einige Entwicklung zu bringen, welche nicht bloß Wien, sondern alle Welt mehr interessirt als selbst die Eroberung von Madagaskar und die armenischen Gräuelf.

In **Frankreich** ist heller Jubel: Antananarivo ist am 30. September gefallen, der Friede mit der Howas-Beherrscherin geschlossen! Es war hohe Zeit, daß die Siegesbotschaft eintraf, denn die Ungeduld war zu einem Grade gediehen, der bei einem neuen Fehlschlag auf Madagaskar nicht bloß die nächstschuldigen Minister des Krieges und der Marine, sondern wahrscheinlich die gesammte Regierung über den Haufen geworfen hätte. Ob Madagaskar nun einverleibt, ob es nur Schutzgebiet wird, darüber macht man sich jetzt ein Vergnügen, des Langen und Breiten zu räsonniren, hat daran jedoch im Grunde nur ein sehr geringes Interesse und wird in ein paar Wochen überhaupt von der Insel im indischen Ocean wohl kaum mehr reden. Die Regierung scheint aber den Jubel frisch ausnutzen zu wollen zu neuen Geldforderungen. Eine Kolonialarmee von 98,000 Mann — das ist heute die neueste Forderung, die man aus dem Siege zieht und die dem Steuerzahler sofort verständlich gemacht wird. Es steht zu vermuthen, daß in den Kammern, die am 22. dieses Monats sich versammeln, diese Sache alsbald zur Erledigung gelangen und die frohe Stimmung in Geld um-

gesetzt werden wird, ehe sie versliegt. Nebenbei gedenkt man dann durch Errichtung der Kolonialarmee 19,000 Mann frei zu bekommen, welche an die Ostgrenze gelegt werden können. Denn man ist ja nun, nachdem man Feuer und Schwefel auf die Verwaltung des Heeres herabgerufen, flugs wieder so stolz auf die Tapferen geworden, die nach den Worten des Präsidenten sich um das Vaterland verdient gemacht haben, daß man glaubt, andere Leute so gut wie die Howa's auf's Haupt schlagen zu können. Zum Glück wird es für die französischen Politiker vorläufig noch in Afrika, Asien, in Konstantinopel sogar genug zu thun geben, was sie das Vogesenloch könnte vergessen lassen.

Das Interesse der gesammten politischen Welt ist indessen heute wieder einmal auf ein weit älteres Wetterloch concentrirt als die Vogesen sind, nämlich auf **Konstantinopel**. Der letzte Monat hat auch dort, wie in Wien und Madagaskar, einen verhängnißvollen Abschluß gefunden in dem Aufstande der Armenier und dessen blutiger Niederwerfung. Die Verhandlungen zwischen der Pforte und dem sogenannten armenischen Dreibund, bestehend aus England, Frankreich und Rußland; über die in Armenien einzuführenden Reformen schleppten sich seit Monaten hin, ohne daß alle Untersuchungen über die Mezeleien der Kurden auch nur ein einigermaßen zuverlässiges Material zur Beurtheilung jener Vorfälle geliefert hätten. Noch heute weiß man nicht, wer die größere Schuld trägt, die Armenier, welche, angeblich zur Verzweiflung getrieben, das Schwert zogen gegen die Bedrücker, oder diese angeblichen kurdischen Bedrücker, denen dann türkische Truppen zur Hilfe eilten. Jetzt brach in Konstantinopel wiederum die Bewegung bei den Armeniern aus, obwohl diese hier offenbar von keinen Kurden mißhandelt worden waren. Diese letzte Erhebung war ohne Zweifel von den in der Schweiz, in Paris, in London sitzenden armenischen Gesellschaften unterstützt, wahrscheinlich auch angestiftet, wie die englischen Waffen zeigen, die von den Aufständischen geführt wurden. War man über die Grausamkeit, mit der der Aufstand in Armenien niedergetreten wurde, entkräftet und neigte dazu, die Armenier als die schuldlos verfolgten Lämmer zu bemitleiden, so wird man gut thun, gegen ihr Geschrei ungefähr eben so mißtrauisch zu sein wie gegen das Gezeter, welches heute die verfolgten Juden Wiens erheben. In „Blackwood's Magazine“ schildert ein Kenner die Zustände in Armenien in folgender Weise: „Die Armenier wohnen in schmutzigen, rauchigen Höhlen und treiben Ackerbau oder Hausirhandel. Sind sie reich genug, so leihen sie Geld zu Wucherzinsen aus und dieses grade an die Kurden, über deren Gewaltthätigkeiten sie so schreien. Die Armenier sind völlig ungebildet, dabei aber fanatische Christen, welche auf jeden andern Mitschristen, der nicht zu ihrer Confession gehört, eben so verächtlich herabschauen, wie auf die Bekenner des Islam . . . Der Armenier ist ein typischer Orientale, aber ihm fehlt die Männlichkeit und das gründliche Wesen des türkischen Bauern. Er sucht seine Ziele lieber durch Intrigue als durch ehrenhafte Mittel zu erreichen.“

So ist der Armenier auf dem Lande. In der Stadt ist er freilich einem gewissen Gesetz unterworfen. Dort ist er fleißig, ein ausgezeichnete Linguist, ein vortrefflicher Geschäftsmann, der aber Jeden aussaugt, der ihm unter die Finger kommt, rücksichtslos bis zum Aeußersten, ein gehorsamer und hart arbeitender Commis, aber ein erbarmungsloser Herr. . . Man nimmt gewöhnlich an, daß die Gemetzel in Armenien religiöser Verfolgung entsprangen; das ist aber nicht der Fall. . . Man möge nicht außer Acht lassen, daß der Fanatismus und Haß der orientalischen Christen gegen die Türken hundertmal größer ist, als der Haß der Türken gegen die Christen. Der Türke ist kein Fanatiker. Religiöse Verfolgung wird in Armenien erst an die Tagesordnung kommen, wenn die Armenier obenauf sind."

Diese Schilderung dürfte im Ganzen zutreffen, und man ist darnach fast geneigt, den Männern der Wissenschaft zu mißtrauen, wenn sie uns erklären, die Armenier seien keine Söhne Sems. Dieselben Eigenschaften, welche den Haß aller Völker gegen die Juden wachrufen, kennzeichnen auch den Armenier und erklären den Haß von Kurden und Türken gegen ihn. Die Erhebungen sowohl in Konstantinopel als die vom letzten Frühling in Armenien sind allem Vermuthen nach keineswegs die Ausbrüche der Verzweiflung, als welche die Armenier sie darstellen, sondern lange und wohlgeplante Unternehmungen zur Errichtung eines freien Armenien, vielleicht sogar zum Sturz der türkischen Herrschaft am Goldenen Horn. Ueberall ist es unruhig geworden: auf Areta ist Aufstand, in Macedonien, in Trapezunt, in Bulgarien, an mehreren anderen Punkten diesseits wie jenseits des Marmara-Meeres ist die Lage so, daß es nur eines Anstoßes von außen bedarf, um Alles in's Wanken zu bringen. Die thörichte Politik des Lord Roseberry hat einen Haupttheil an der Schuld, daß es so weit gekommen ist, indem sie sich für die armenische Sache einsetzte, noch ehe sie irgend darüber Sicherheit hatte, wie die Dinge in Kleinasien wirklich lagen und welche Stellung Rußland und Frankreich zur Sache einnahmen. Lord Salisbury wurde mit seiner Action von den beiden Staaten im Stich gelassen und durfte jetzt froh sein, durch den Aufstand vom 30. September einen Vorwand zum Rückzuge gefunden zu haben. Er hat sich ungefähr auf die Linie der beiden Mitgenossen zurückgezogen und alle drei stehen heute dicht vor der Möglichkeit, daß sie gezwungen wären, bei fortgesetzter Weigerung der Pforte, namentlich des Sultans selbst, die geforderten Reformen für Armenien zu gewähren, ein Ultimatum zu überreichen. Die letzten Nachrichten wollen bereits von einer Annahme der Vorschläge durch den Sultan wissen; indessen ist die Lage des letzteren eine solche, daß er sich kaum zu einem offenen und energischen Vorgehen ohne Zwang von außen entschließen wird.

Abdul-Hamid ist ein Mann, der an Einsicht, Wohlwollen, Bildung, Geschmeidigkeit, Toleranz eine Zierde des Kalifats ist, und dem zu einem bedeutenden Herrscher nur ein stärkeres Vertrauen in sich und in die Festigkeit seines Thrones und Lebens mangelt. Und es gehört aller-

ding's ein ungewöhnlicher Grad von festem, entschlossenen Muth dazu, um vor der Menge feindlicher Mächte nicht zurückzuweichen, die diesen Thron umgeben. Die allmählich auch dort eindringende Kultur Europa's mit ihren Eisenbahnen, ihrer Presse, mit ihrem Liberalismus und ihrem Nationalismus, sie hat in diesem Jahrhundert, an dem einst so stolzen Bau des Islam immer stärker gewöhlt, hat einen Pfeiler nach dem andern, den griechischen, den serbischen, den rumänischen, den bulgarischen, den ägyptischen zu Fall gebracht, und wöhlt nun weiter fort bis in die asiatischen Provinzen, die Hochburg des Islam hinein. Stambul selbst hat, seit Midhat vom liberalen Pascha des Donauwilajets zum Großvezir erhoben, seine umstürzenden parlamentarischen Pläne zu verwirklichen versuchte und dafür in die Verbannung ging, eine liberale Tradition bewahrt in einer jungtürkischen Partei, die bereit ist, einer volksthümlichen Verfassung zu Liebe die Herrschaft des absoluten Kalifen zu opfern. Die Völker der Türkei zu politischer Thätigkeit aufrufen, das heißt die Alleinherrschaft des Türkenthum's und damit die Herrschaft des Islam niederbrechen, und zur Vertheidigung dieser Herrschaft haben sich von jeher die Alttürken mit ihrem Fanatismus und ihrem Opfermuth bereit gezeigt. Nun fordern die europäischen Mächte Reformen für die Armenier, die, den Türken verhaßt, von ihren Beschützern selbst nicht geliebt, soeben blutige Schauspiele hervorgerufen haben nicht so sehr aus Noth, als um mit europäischer Hülfe einen Stoß gegen das alte türkische Gemäuer zu führen. Soll der Padischah diesem Drängen nachgeben, soll er ihm widerstehen? Die Dardanellen werden armirt, die Minen vor dem Eingang werden gelegt: man könnte dessen bedürfen gegen die englische Flotte bei Lemnos. In Konstantinopel werden Truppen zusammengezogen: man könnte ihrer bedürfen, wenn unter dem Druck dieser Flotte die Reformen bewilligt und dadurch die fanatischen Sosta's und andere Schaaren der Alttürken dazu getrieben werden, sich gegen die Regierung, gegen den Sultan und sein ganzes Haus offen zu erheben. Es wird bezeichnend sein für das Ziel, das man im Auge hat, welcherlei Truppen herangezogen werden: türkische oder arabische Truppen wird man wohl gegen äußere Feinde, schwerlich gegen einen alttürkischen Aufstand verwenden wollen; macedonisch-albanesische Soldaten nach Stambul zu ziehen, dürfte heute an sich schon gefährlich sein. Und doch muß das Spiel um's Leben gewagt werden, wenn es nicht gelingt, wieder, wie hundertmal vorher, die Einigkeit der europäischen Mächte zu brechen. Je drohender im Innern die Lage wird, um so mehr Aussicht liegt vor, dieses Ziel zu erreichen. So lange der Thron des Kalifen fest steht, mögen die Mächte gemeinsame Notizen abfassen und Reformen fordern: sobald der Thron zu wanken beginnt, wird es auch mit dem europäischen Konzert ein Ende nehmen. Ohne Zweifel wartet Abdul-Hamid mit Sehnsucht und nicht mit Unrecht auf diesen Augenblick.



# Beilage

zur

## Baltischen Monatschrift.

~~~~~  
**November 1895.**  
~~~~~

Inhalt: Gedichte aus dem Nachlaß von A. H. v. Weyrauch.  
Graf Nikolai Rehbinder. Ein baltisches Dichterbild.  
(Schluß).  
Kunstbriefe. II. Von J. Norden.  
Litterarische Umschau.

~~~~~

Nachdruck verboten.

————— ❖ —————



## Gedichte aus dem Nachlaß von M. H. v. Weyrauch\*).

### Mein Vaterland.

(1812).

**M**ach Dir, o Teutonia's Himmel, nach Dir  
Geht all' mein Dichten und Sehnen,  
Den Busen durchschmachtet verzehrende Gier  
Und die Augen hangen voll Thränen.  
Es zieht mich nach Dir eine Götterhand,  
Wie den Flüchtling es zieht nach dem Vaterland.

Zwar hat mich der frostige Norden gezeugt,  
Doch kann mich der Rauhe nicht halten!  
Mit Feuer hat mich die Muse gesäugt,  
Mich geschützt vor dem eisigen Alten,  
Und heimlich geschlungen ein Liebesband  
Um mich und ihr deutsches Vaterland.

---

\*) August Heinrich v. Weyrauch (sächsischer Unterthan), geb. 1788 in Riga, † 1867 in Dresden. (Näheres über W. im v. Grotthuß'schen „Balt. Dichterb.“ 2. Aufl., S. 469). Die nachstehenden Gedichte, die unseres Wissens bisher nicht gedruckt sind, haben wir einer größeren handschriftlichen Sammlung mit der Ueberschrift: „Gedichte von M. H. v. Weyrauch. Irrthum und Wahrheit. 1820“ entnommen. Aus dem reichen Nachlaß des Dichters sollen gelegentlich noch einige Stücke veröffentlicht werden.

Und über die Flächen und über das Meer,  
 Und über die Berge, die Tiefen,  
 Da tönten die großen Namen daher,  
 Da war es, als wenn sie mich riefen,  
 Da glaubt' ich mit Stolz mich ihnen verwandt,  
 Da sucht' ich drüben mein Vaterland.

Und als das ernste Geschick den Kolosß  
 Gestürzt vor die Füße des Franken,  
 Und Nacht die Tempel der Kunst umfloß,  
 Als die herrlichen Säulen nun sanken —  
 Da hat sich das Herz mir im Busen gewandt  
 Und geblutet wie für sein Vaterland.

Doch als nun die Nacht vorüber war  
 Und der Morgen begann zu schimmern,  
 Und das Ewig-Schöne nun groß und klar  
 Sich hob über Schlachtrauch und Trümmern:  
 Da hab' ich's in stürmischem Jubel erkannt:  
 Teutonia, Du bist mein Vaterland!

Im Norden da schwieg des Sängers Mund,  
 Von Schwermuthswolken umschwommen,  
 Kein fühlendes Herz that sich mir kund,  
 Von keinem noch wurd' ich vernommen —  
 Drum hab' ich den Blick auch nach Dir gewandt,  
 Du schönerer Seelen Vaterland.

Dem tief aus dem Innern spricht mich an  
 Eines höheren Lebens Walten,  
 Doch nur an heimischer Sonne kann  
 Die Blüthe zart sich entfalten;  
 Sie grämt sich und welkt am fremden Strand,  
 Sie blüht und gedeiht nur im Vaterland.

O nähm' ein Gott mich in seinen Arm!  
 O lieh' mir das Licht seine Schwingen!

Was hier ich gesucht mit vergeblichem Harn,  
 Dort wird es mich liebend umschlingen:  
 Nur da, wo das Herz sich zum Herzen fand,  
 Da allein, da allein ist sein Vaterland.

### Lebensmuth.

(1817).

— — — quod petis, hic est:  
 Est Ulubris, animus si te non deficit aequus.  
 Hor. Ep. I. 11 \*).

**U**nwillig wohl zum Loben ist die Lippe,  
 Wenn eben frisches Leiden uns befällt.  
 Nicht lobt das Meer der Schiffer auf der Klippe,  
 Wenn eben ihm sein Schifflin wird zerschellt —  
 Doch hat er seine Seele nur gerettet,  
 Hat irgend er verschmerzet den Verlust, —  
 An's Meer doch ewig fühlt er sich gekettet  
 Und beut ihm kühn die Brust.

Es schwärmen Viel' in hohen Phantasiën,  
 Doch ihnen blieb das Schönste unerkannt, —  
 Warum in Fernen sich um Schätze mühen,  
 Die freundlich beut und nah, das eigne Land?  
 Die Länder mögt ihr, nicht die Seele, tauschen,  
 Ihr bleibt unselig, wie ihr euch auch stellt, —  
 Dem Herzen muß der goldne Strom entrauschen,  
 Der euch die Nacht erhellt.

Wohl sprechen Thoren: dort nur bin ich glücklich,  
 Viel besser bin ich dort und edler viel!  
 So sind sie denn verloren augenblicklich,  
 Sobald die Schwachen lassen ihr Muhl.

---

\*) Ulubrā, ein unbedeutendes Städtchen in der Nähe der pontinischen Sümpfe. Die Woz'sche Uebersetzung des Verses lautet:

Was du verfolgst, ist hier,  
 Ist in Ulubrā schon, wenn das Herz nicht mangelt des Gleichmuths.

Und über die Flächen und über das Meer,  
 Und über die Berge, die Tiefen,  
 Da tönten die großen Namen daher,  
 Da war es, als wenn sie mich riefen,  
 Da glaubt' ich mit Stolz mich ihnen verwandt,  
 Da suchst' ich drüben mein Vaterland.

Und als das erste Geschick den Kolosß  
 Gestürzt vor die Füße des Franken,  
 Und Nacht die Tempel der Kunst umfloß,  
 Als die herrlichen Säulen nun sanken —  
 Da hat sich das Herz mir im Busen gewandt  
 Und geblutet wie für sein Vaterland.

Doch als nun die Nacht vorüber war  
 Und der Morgen begann zu schimmern,  
 Und das Ewig-Schöne nun groß und klar  
 Sich hob über Schlachtrauch und Trümmern:  
 Da hab' ich's in stürmischem Jubel erkannt:  
 Teutonia, Du bist mein Vaterland!

Im Norden da schwieg des Sängers Mund,  
 Von Schwermuthswolken umschwommen,  
 Kein fühlendes Herz that sich mir kund,  
 Von keinem noch wurd' ich vernommen —  
 Drum hab' ich den Blick auch nach Dir gewandt,  
 Du schönerer Seelen Vaterland.

Denn tief aus dem Innern spricht mich an  
 Eines höheren Lebens Walten,  
 Doch nur an heimischer Sonne kann  
 Die Blüthe zart sich entfalten;  
 Sie grämt sich und welkt am fremden Strand,  
 Sie blüht und gedeiht nur im Vaterland.

O nähm' ein Gott mich in seinen Arm!  
 O lieh' mir das Licht seine Schwingen!

Was hier ich gesucht mit vergeblichem Harm,  
 Dort wird es mich liebend umschlingen:  
 Nur da, wo das Herz sich zum Herzen fand,  
 Da allein, da allein ist sein Vaterland.

### Lebensmuth.

(1817).

— — — quod petis, hinc est:

Est Ulubris, animus si te non deficit aequus.

Hor. Ep. I. 11 \*).



Unwillig wohl zum Loben ist die Lippe,  
 Wenn eben frisches Leiden uns befällt.  
 Nicht lobt das Meer der Schiffer auf der Klippe,  
 Wenn eben ihm sein Schifflein wird zerhellt —  
 Doch hat er seine Seele nur gerettet,  
 Hat irgend er verschmerzet den Verlust, —  
 An's Meer doch ewig fühlt er sich gekettet  
 Und heut ihm kühn die Brust.

Es schwärmen Viel' in hohen Phantasiën,  
 Doch ihnen blieb das Schönste unerkant, —  
 Warum in Fernen sich um Schätze mühen,  
 Die freundlich heut und nah, das eigne Land?  
 Die Länder mögt ihr, nicht die Seele, tauschen,  
 Ihr bleibt unselig, wie ihr euch auch stellt, —  
 Dem Herzen muß der goldne Strom entauschen,  
 Der euch die Nacht erhellt.

Wohl sprechen Thoren: dort nur bin ich glücklich,  
 Viel besser bin ich dort und edler viel!  
 So sind sie denn verloren augenblicklich,  
 Sobald die Schwachen lassen ihr Asyl.

\*) Ulubrā, ein unbedeutendes Städtchen in der Nähe der pontinischen Sümpfe. Die Wolf'sche Uebersetzung des Verses lautet:

Was du verfolgst, ist hier,  
 Ist in Ulubrā schon, wenn das Herz nicht mangelt des Gleichmuths.

Der hat die wahre Freiheit nicht gewonnen,  
 Der immer meint, das Leben sei nur Dual;  
 Nicht rühme sich zu wandeln in der Sonnen,  
 Dem Sonne nicht das All.

Die treue Erde nicht verachten wolle!  
 Ein liebend Wesen hat auch sie gebracht.  
 Erkennst Du Dich und deine eigne Rolle,  
 So zeigt das große Drama sich in Pracht.  
 Das Leben ist auch herrlich schon hienieden!  
 Hüllt Himmel nicht die Erd' in seinen Schooß?  
 Nach Einem ring' allein: nach inner'm Frieden,  
 So siehst Du klar und groß.

Wohl tausend Wege sind zu Nacht und Leiden,  
 Doch nur ein einz'ger führt zu Heil und Licht.  
 Vergebens, daß Du suchest, ihn zu meiden —  
 Die Krone einzig reicht erfüllte Pflicht.  
 Gehorche streng dem Gott in Deinem Herzen,  
 Und weiche nicht dem Bruderdienste aus,  
 Hilf, Mensch, der Menschheit von den Schmerzen,  
 So bist Du bald zu Haus.





## Graf Nikolai Rehbinder.

Ein baltisches Dichterbild.

(Schluß.)

Wie Nacht des armen Dichters — — wißt Ihr, was das bedeuten, wovon das reden will? Der arme Dichter! er schaut das verklärte Abbild der Welt, er verkehrt mit den Idealen der Menschheit und bannt, was er also erschaut und erlauscht, in seine Worte und Weisen; er fühlt für Millionen, er denkt für Millionen, er arbeitet für Millionen — aber seine Arbeit hat im Handel und Wandel des Alltags keinen Preis. Wer von Mustern und Champagner lebt, meint der Poesie leicht enttrathen zu können und wer sich schwer mühen muß, um nur einen Sonntagsbraten auf den Tisch zu bekommen, hat keine Zeit für dergleichen Allotria. Junge, liebende Herzen, hier und da in der weiten Welt verstreut, — freie, einsame Geister, welchen die Art des herkömmlichen Lebens zum Ekel ward, — Schöngeister, die gern mit Belesenheit prunken, — das — das allein ist des armen Dichters Publikum; da fällt nicht eben viel für Frau und Kinder und für ihn selber ab! Aber auch noch das Wenige, was abfällt, neidet ihm der geldgierige Verleger, der hämißche Kollege und — das schrecklichste der Schrecken — der wohlbezahlte, alle Kunst instinktiv verachtende Zeitungskritiker von Beruf!\*) Ihr lacht? Ihr fragt allen Ernstes: giebt es denn überhaupt noch arme Dichter? Und ihr weist auf

\*) Hier sind besonders auswärtige Verhältnisse in's Auge gefaßt.  
D. Verf.

Eubermann, auf Ebers, auf Julius Wolff, auf Ernst von Wildenbruch hin. Ich aber nenne Euch dagegen nur den Einen, Hamerling, der doch auch ein „Zeitgenosse“ war und in Jahrzehnte langem Kampfe mit Noth und Mißgunst seine Gesundheit zu Grunde richtete. Und wahrlich reich ist er auch bis zuletzt nicht geworden! Noch ein Anderer lebt unter uns, heute freilich nur noch als Kranker, der mehr werth ist als alle modernen Dichter und Denker zusammen genommen, denn er war ein Diener und Priester der höchsten Weisheit, darum verfolgte ihn die Welt der Redakteure, Kritiker und Bildungsphilister und las seine Bücher nicht. Er aber lebte in freiwilliger Armut unter südlichem Volk am felsigen Meerestade und in der Einsamkeit des Hochgebirges. Dann, als es zu spät war für den Schaffenden, griffet Ihr nach dem, was er geschaffen, und erstaunet über die Fülle und Strenge seines Geistes\*).

Gewiß, das Lied vom armen Dichter klingt heut noch ebenso wie vor fünfzig oder hundert Jahren — nur will es Niemand hören; man zeigt vielmehr etwa auf Oskar Blumenthal und beneidet ihn um die Kommerzienräthe, Kritiker und berühmten Künstler, mit denen er zu Tische sitzt. Ja, ja, auch der „gorafeine Oskar“ gilt heute für einen Poeten, nachdem er jahrelang Zeitungskritiker gewesen! . . . Nun aber hört, was Euch unser Dichter über seinesgleichen zu sagen hat:

#### Die Nacht des armen Dichters.

Auf öden Gassen nur der Sturmwind wacht  
 Und in das Fenster schaut die finstre Nacht.  
 Die blicket in ein ärmlich Kämmerlein,  
 Nur schwach erhell't von trüber Lampe Schein.

Der Dichter sitzt, das Haupt zur Hand gebeugt,  
 In schwerem Sinnen seine Stirn' sich neigt,  
 Auf seinem Antlitz ruht ein stiller Jammer,  
 Mit trübem Auge blickt er nach der Kammer,  
 Wo Weib und Kindlein ruhen nebenan,  
 Im Schlaf des Lebens Sorgen abgethan.  
 Und die Gedanken, die ihn stets umschweben,  
 Erwachen in der Nacht zu neuem Leben:

\*) Friedrich Nietzsche.

O Armuth! Armuth! Last, die mich zerknickt,  
 Die mir die Seele bleiern niederdrückt!  
 Gespenst, das bleich sich an mein Dasein hängt,  
 Begeist' rung, Glück und Lebensmuth verdrängt,  
 Mein Hirn verdorret und mein Herz umkrallt  
 Mit stiller, aber sicherer Gewalt! —  
 Ich fühle Dich an jedem neuen Morgen  
 Mit neuer Angst, mit immer neuen Sorgen,  
 Mit tausend kleinen, aber bitt'ren Qualen,  
 Die ich mit meinem Herzblut muß bezahlen.  
 Ich sehe Dich — wer schildert solches Weh!  
 Wenn ich mein Weib und meine Kinder seh!  
 Du siehst, o Herr, des Herzens banges Klopfen,  
 O nimm mein Herzblut, nimm den letzten Tropfen,  
 Nur gieb, mein Gott, ich ruf' in Angst und Noth,  
 Gieb für mein Weib und meine Kinder Brot!

Einst träumt' ich anders, träumte sanft und lind,  
 Gar wunderherrlich, wie ein schlafend Kind,  
 Von Glück und Glanz und gold'nem Dichterleben,  
 Die Leier klingt, — die Sangesgötter schweben! —  
 Da war noch ungeschwächt die Dichtergluth,  
 Da brauste noch des Lebens kräft'ge Fluth;  
 Da hofft' ich noch auf einen schönen Morgen,  
 Und meine Lieder waren meine Sorgen.  
 Da sah ich Ruhm und Glanz, wie helle Sterne,  
 Als sich'res Ziel, wenn auch in weiter Ferne!  
 Jetzt — kann ich schildern, was im Herzen klagt,  
 Den Biß der Schlange, die im Innern nagt?

Wo seid ihr hin, ihr Träume früh'rer Zeiten?  
 Ihr wolltet nicht durch's Leben mich begleiten!  
 Ich dent' nicht mehr an Ruhm und Glück und Glanz,  
 Nicht mehr an eines Dichters Lorbeerkrantz; —  
 Ich dent' nicht mehr zum Ziele hinzustreben,  
 Nicht an ein herrlich glühend Dichterleben; —

Ich denk' nicht mehr die Nachwelt zu gewinnen,  
 Den Tag zu fristen ist mein ärmlich Sinnen; —  
 Ich denk' nicht mehr an Ruhmes Morgenroth,  
 Ich rufe nur: Lieb meinen Kindern Brot!!

Des jungen Morgens allererste Strahlen  
 Die Wand mit sanftem buntem Lichte malen:  
 Die Helle klar durch's kleine Fenster scheint. —  
 Er birgt das Haupt tief in die Hand — und weint.

In dem aus vier poetischen Bildern bestehenden Cyklus „der Todesengel“ schildert Rehbinder die letzten Augenblicke eines Kindes und die Schmerzen der Eltern, das sanfte Hinscheiden einer Jungfrau, den furchtbaren Hungertod eines Bettlers im Walde und endlich den Heldentod eines jungen Kriegers nach geschlagener Schlacht. Dieses letzte Gedicht ist leider, was die Form anbetrifft, wieder recht nachlässig gearbeitet. Um so schöner gelungen erscheint das nun folgende Poem „des Narren Frühlingssfahrt“. In der ganzen Anlage erinnert es uns an die damals gerade in Mode gekommenen Epyllien Kinkel's, Roquette's u. a. m. Mag nun „Otto der Schütz“ oder eine andere ähnliche Dichtung den ersten Anstoß zu diesem Werkchen gegeben haben, eine bloße Nachahmung darf man dieselbe nicht nennen; sie enthält genug von echt Rehbinderischem Geiste, genug des Schwermüthigen, Weltfeindlichen, trotz aller Farbenpracht der Naturschilderungen und alles Humors der Handlung, — oder vielmehr sarkastischen Humors, denn nur eines solchen war Rehbinder, seiner ganzen Anlage nach, fähig. Der Hofnarr nimmt von seinem Fürsten Urlaub, um den Frühling auch einmal, wie andere Menschen, in der freien Natur und nicht blos im Schloßgarten zu genießen. Auf die Mahnung eines Weisen, er, der Narr, würde, als weltfremder Sonderling, auf seiner Wanderung nur Verfolgung erleiden und als einzigen Gewinnst vielleicht eine Tracht Prügel mit nach Hause bringen, erwidert er:

Die Weisheit geht in tiefem Sinnen  
 Und denkt, den Blick gekehrt nach innen.  
 Drum stößt sie sich an Baum und Stein,  
 Und fällt und bricht gar oft ein Bein.

Die Thorheit schlüpfet jeden Weg,  
 Sie stößt sich nicht, sie kennt den Steg. —  
 Die Schellen künden sie von ferne, —  
 Man kennt sie schon, man hat sie gerne —  
 Sie stolpert nicht — sie weiß mit Singen  
 Wohl über die Steine wegzuspringen!

Des Narren erstes Abenteuer besteht darin, daß er sich von der Geliebten eines Bauerburschen durch Schlaueit einen Kuß erringt, trotz alles Tobens des Lektoren. Die den Einzug des Frühlings schildernde Einleitung zu diesem Abenteuer lautet:

Hast du gefühlt auf junger Flur  
 Wohl das Erwachen der Natur?  
 Wenn nach des Winters rauhem Walten  
 Der Frühling rasch verdrängt den Alten,  
 Wenn tausendfält'ger Jubelklang,  
 Der Erde lauter Lobgesang, —  
 Wenn bricht der Flüsse kaltes Band,  
 Die Fluthen neu die Glieder regen,  
 Ein Blüthenteppich deckt das Land,  
 Der Baum verkündet künft'gen Segen!  
 Wenn's: Frühling! schallet in den Lüften,  
 Im buntbeschwingten Vögelchor,  
 Und Frühling dringt bis zu den Grüften,  
 Aus Grüften Blumen lockt hervor.  
 Und milde Luft das Herz bewegend,  
 Auf jedem Halme Wesen regend,  
 Und Blüthenhauch und Zephyrwinde  
 Und blauen Himmels milder Blick,  
 Und sanfter Sonnenschein gelinde,  
 Allüberall nur Lust und Glück,  
 Nur ein Gefühl in allen Wesen,  
 Im kleinsten, schwächsten selbst zu lesen,  
 In dem die Welt zusammenfließt  
 Und alle Wonne sich ergießt  
 Und jedes Zauchzen sel'ger Triebe,  
 Denn alles athmet Liebe, Liebe!

Der Adler, der zur Sonne steigt,  
 Die Blume, die zur Blum' sich neigt,  
 Der Wurm, der sich im Staube windet,  
 Der Mensch, der sich zum Menschen findet.  
 O wehe dem, dem Frühlingshauch  
 Des starren Busens Eisesrinde  
 Vertrieben nicht in Dunst und Hauch,  
 Nicht nahm vom Aug' die schwarze Binde, —  
 O wehe dem, der kalt und trübe  
 Vom Frühlingsglücke sich verbannt,  
 Vom sel'gen Reich der Wonn' und Liebe,  
 Er hat das Leben nie gekannt!

Vor einem Wirthshause foppt er dann einen geldgierigen Bauern und den ebenso geldgierigen Wirth, indem er ihnen vor- spiegelt, es läge da ein Schatz vergraben, in Folge dessen es zu höchst drolligen Auftritten kommt. Einer ganzen Reihe ihn, der sich für einen Doktor und Magier ausgiebt, um Rath fragender Bauern ertheilt er, nach Eulenspiegels Art toll klingende aber im Grunde sehr weise und praktische Rathschläge — und heilt endlich einen Chemann von der schrecklichsten aller Krankheiten, der Eiferucht. Das letzte Gedicht „Auf dem Rachen“ will, so wie es jetzt, als als Schluß des kleinen Poems nämlich, dastehet, nicht wohl zu dem Ton des Uebrigen passen. Ein alter Fischer fährt den Narren über irgend ein Wasser, schwermüthige Weisen von Jugend und Alter dazu singend; ihm antwortet der Narr, die Vergänglichkeit alles Irdischen als etwas Unvermeidliches betrachtend; Narren und Weisen werden am Ende still und alt, aber wie früher wird auf der Welt immer fortgelebt und fortgestrebt. Eine Eichendorff'sche Stimmung durchweht dieses Zwiegespräch — und leise erklingt das Lied über den stillen Wassern. Aber viel zu wenig ging vorher, um einen solchen Schluß zu rechtfertigen; nur wenn wir das ganze als Frag- ment auffassen, in welchem gerade die Zwischen- und Bindeglieder vor dem abschließenden Zwiegespräch fehlen, wird uns das letztere verständlich.

## Der alte Fischer.

Die Sonne will nicht mehr wachen,  
 Geht hinter dem Walde zur Ruh', —  
 Es gleitet im Strome der Rachen,  
 Gleite, gleite nur zu!

Als ich zuerst geführet  
 Das Ruder, wie jung ich war!  
 Und eh' ich's noch recht verspüret,  
 Wie grau ist worden mein Haar!

Da war noch mein Busen voll Wonne,  
 Das macht', das Herze war jung;  
 Da schien so helle die Sonne,  
 Jetzt — Abenddämmerung.

Die Ufer verschwinden, verschweben,  
 Die Welle geht ihren Gang, —  
 Es gleiten Rachen und Leben  
 Den Strom entlang, entlang!

Noch Mancher wird friedlich hier fahren  
 Bei Tag' und bei Dämmerung, —  
 Wohl werden wir alt an Jahren,  
 Die Welt bleibt ewig jung!

## Der Narr.

Der Jugend Brausen und Schäumen,  
 Den Becher, mit Blumen umlaubt, —  
 Erinnern und Sinnen und Träumen,  
 Das bleibt dem alternden Haupt!

Auf's Morgen die Menschen harren,  
 Das Heute macht keinen Halt, —  
 So werden Weise und Narren  
 Am Ende still und alt.

Es wird wie früher gesungen,  
 Es wird wie früher gestrebt, —  
 Ihr Lied allein ist verklungen  
 Im Schlußwort: Wir haben gelebt!

Es kommen die Wellen und gehen,  
 Hernieder sinket die Nacht, —  
 Und oben an Himmelshöhen  
 Manch' Sternenaug' wacht!

Indem ich dieses köstliche Fragment unmittelbar neben „Seemanns Ende“ stelle, bezeichne ich zugleich die beiden ersten Gipfel-  
 punkte, welche demnach in die Jahre 1849 und 1856 fallen. Den  
 dritten und höchsten Gipfel erreichte unser Dichter viele Jahre später  
 in seinen letzten 1873 zu Mitau erschienenen Gedichten „Aus dem Inner-  
 sten“. Hier ist er echt und groß von der ersten bis zur letzten Zeile, —  
 so echt und so groß in seinem gewaltigen Schmerz wie jener Dulder  
 der griechischen Götterwelt, der an den Kaukasusfels geschmiedete  
 Titane Prometheus. Und war die Schuld beider nicht eine gleiche?  
 Prometheus brachte den Menschen das Himmlische Licht, damit es,  
 als Feuer, leuchtend und wärmend zugleich, den noch halb thierischen  
 Urbewohnern der Erde dienstbar sei und sie einer höheren Ent-  
 wicklung zuführe; Rehbinder brachte seinen Landsleuten den himm-  
 lischen Funken, Poesie genannt, aus dem eine alle Herzen durch-  
 leuchtende und erwärmende Lohe anzufachen das tragische Ringen  
 seines Lebens blieb. Aber wie der griechische Titane für sein kühnes  
 Unterfangen furchtbarer Strafe verfiel, so auch der baltische Dichter  
 für sein rastloses Streben, den gar zu realen Sinn seiner Lands-  
 leute auf den Schwingen seiner eigenen Lieder zum Götterhimmel  
 emporzutragen! Von denen, für die er gestrebt und gedichtet, nicht  
 verstanden, mißachtet, ja verfolgt, sah er sich zuletzt an den Geier-  
 fels der Verzweiflung geschmiedet. In seinem Innersten nagte der  
 Zweifel an sich selber, an seinem Talent, an der Nothwendigkeit  
 und Nützlichkeit all seines bisherigen Trachtens — und die Er-  
 kenntniß, daß er nimmer zu den Großen gehören würde. Diese  
 Erkenntniß allein, ein schönes Zeugniß für die seltene Fähigkeit, sich  
 selber richtig zu bewerthen, hätte sein Gemüth durchaus nicht zu

verdüstern gebraucht. Man kann ein tüchtiger, geachteter Künstler sein, ohne an einen Goethe, einen Kleist, einen Hamerling, d. h. an das Genie und an die großen Talente, heranzureichen. Das künstlerische Streben an sich entspringt dem mystischen Innersten unseres Wesens, es läßt sich weder unterdrücken noch aufhalten, es ist einmal da und muß sich, seinen eignen Gesetzen gemäß, vollenden. Aber Rehbinder war, bei aller Kraft und Leidenschaftlichkeit seines Wesens, doch wieder so zart ja gebrechlich veranlagt, daß man von ihm mit Shelley sagen kann, er war:

Ein offner Nerv, den dieser Erde Leid,  
Von keinem sonst gefühlt, erbeben macht.

Die vielen Enttäuschungen seines Lebens verbitterten ihn von Jahr zu Jahr mehr, der Widerstand seiner durchaus praktisch veranlagten Landsleute gegen die idealen Bestrebungen, welche ihm als das Höchste galten, ließ ihn zuletzt an allem, auch an den guten Seiten jener Landesgenossen verzweifeln; er empfand die Heimath als Wüste, die Mitmenschen als Feinde und Peiniger, sich selbst als ein zu Tode gehegtes Opfer. Und als dann gar der Zwiespalt in seiner eigenen Brust — das große Wollen und das im Vergleich damit nur geringe Können, das glühende Sehnen nach Lebensfreude, nach Lebensschöne und der innerste Zwang, alles möglichst schwer und ernst zu nehmen, ihm als grausiges Schreckgespenst, vor dem kein Entrinnen möglich, bewußt wurde, — da brach er in jene letzten ungeheuren Klagen aus, die uns wie mit Flammenlettern in harten Granit gegraben und auf den 32 Seiten der „Letzten Gedichte“ verewigt erscheinen. Verewigt? Ja! Denn es dünkt mir unmöglich, daß auch diese Lieder spurlos verhallen sollten, wie alle andern, welche Rehbinder gesungen hat. Es muß und wird eine Zeit kommen, wo man den unglücklichsten baltischen Dichter, der zugleich einer unserer Edelsten und Besten war, sei's auch nur um dieser letzten Gedichte willen, wieder an den Platz stellen wird, der ihm einzig gebührt.

Die drei folgenden, dem Heftchen „Aus dem Innersten“ entnommenen Gedichte mögen den Leser über den Werth der ganzen kleinen Sammlung unterrichten. Kritische Bemerkungen hinzuzufügen, fühle ich mich außer Stande.

## Traum.

Schwarz war die Nacht, — fern hallt der Glocke Ton.  
Der Schlummer floh mich, der mich oft gefloh'n;

Bis endlich sein erschnter Pfeil mich traf. —  
Ein seltsam Traumbild störte meinen Schlaf:

Es trat, mit Purpurblumen in der Hand,  
Mein todttes Kind an meines Bettes Rand,

Und sprach, indem es mir die Blume bot:  
„Ich lebe, aber siehe, Du bist todt!“

In jähem Schrecken bin ich da erwacht, —  
Der Tag brach an — doch in mir blieb es Nacht!

## Miserere.

Allein in finst'rem Brüten, dumpfer Schwüle,  
Des Glücks, der Hoffnung und der Liebe bar,  
In dunkler Nacht auf granddurchwühltem Pfühle  
Zerrauf' ich mir mein graugeword'nes Haar!  
Kein Glühen mehr, kein Ringen und kein Streben,  
Die Welt so leer, so schaal der Sonne Licht, —  
Ich wein', ich wein' um mein verlor'nes Leben,  
Erschöpft zum Tode, — und mein Herz zerbricht.

Die Thräne lindert nicht den bittern Schmerz,  
Sie sänftigt nicht das Ringen banger Stunde;  
Nein, herb und glühend fällt sie auf das Herz  
Und bohrt sich tiefer in die Todeswunde. —  
Weshalb der tolle Spaß, des Lebens Noth,  
Weshalb der jämmerliche Daseins'scherben?  
Verfehltes Leben und ruhmloser Tod!  
Langsam verrötheln, — einsam sterben — sterben!

## Finis.

Und so zerschlag' ich meine Leier,  
 Die nicht getönt, wie ich gewollt;  
 Die Lieder schleud're ich in's Feuer:  
 Sie klangen nicht, wie sie gefollt.  
 Fürwahr, es war ein ernstes Ringen,  
 Es war die zwingende Gewalt,  
 Aus vollem Herzen war's ein Singen,  
 Doch ach, es ist verweht, verhallt.

Wie träumte ich in jungen Tagen  
 Mich selig in der Dichter Kreis, —  
 Wie hat das junge Herz geschlagen  
 Beim Bild der Zukunft, voll und heiß!  
 Umsonst; was mir in's Herz gezogen,  
 Wo blieb es bei des Lebens Graus?  
 Was ich gehofft, es ist verflogen  
 Wie Blätter bei des Sturmwind's Braus.

Nicht wird die ferne Zeit mich kennen,  
 Die Zeit, die Wen'ge hält und kennt —  
 Nicht wird man meinen Namen nennen,  
 Wenn man der Besten Namen nennt.  
 Verschwunden, stille und vergessen  
 Dahin, wie ein verlöschtes Licht!  
 Ist's meine Schuld? — Kann ich's ermessen,  
 Täuscht' ich mich selbst? Ich weiß es nicht!

Ich werde hingeh'n wie ein Traum,  
 Wie Wolken, die am Himmel jagen,  
 Wie Schaum von wilder Wellen Saum, —  
 Wer wird, wo sie geblieben, fragen?  
 Die Tage geh'n, die Tage kommen  
 Und neue Blüthen bringt die Flur.  
 Wo sind die frühern hingekommen?  
 Der Wanderer findet keine Spur!

Ich habe stets mein Leid getragen  
 Allein und stark und stolz und stumm!  
 Um Hülfe tönten nicht die Klagen,  
 Ich sah mich nicht nach Mitleid um:  
 Nur dieses Mal laßt, gleich dem Schwane  
 In Todeskampf und herber Pein,  
 Auszingen mich von meinem Wahne,  
 Dann sterben stille und allein.

Das Schicksal hat mir nicht gegeben  
 Des Lebens Glück, den reichen Sang —  
 Es gab mir nur das Dichterleben:  
 Kurz, trüb' und schwer zerriss'ner Klang!  
 Es gab das Erbtheil mir der Sänger:  
 Auf Erden nie ein Morgenroth —  
 Nur Nebelgrau'n, nur kalte Dränger,  
 Dann früh und still — den Dichtertod.

---

### Der Dramatiker.

Trotz seiner schon auf lyrischem Gebiete hervortretenden Selbstbeschränkung auf eine ganz bestimmte Art von Gefühls-, Stimmungs- und Reflexionspoesie war Rehbinder andererseits doch vielseitig genug veranlagt, um sich nicht nur lyrisch und lyrisch-episch, sondern auch dramatisch — und zwar vollwichtig — zu bethätigen. Ja, das Zerfahrene, Gequälte, Saloppe in der äußeren Form ist bei dem Dramatiker Rehbinder fast durchweg einer wohlklingenden, leicht dahinfließenden Diktion gewichen. Wenn uns in den „Neuen Gedichten“ vom Jahre 1848 noch so Vieles unreif, dilettantisch, ja geradezu formlos erscheinen muß, so trägt das nur ein Jahr später zur Veröffentlichung gelangte Trauerspiel „Rizzio“ den Stempel vollkommener Beherrschung aller für das Drama unumgänglicher Kunstmittel. Nicht als ob unser Dichter auf dramatischem Gebiet ein ganz neues Gesicht zeigte. Schon die Stoffe, welche er wählt, sind meist von einer finsternen Tragik. Nicht dem Schönen, wie Goethe in seiner Iphigenie, nicht dem Rührend-Ergreifenden,

auch nicht dem Erhabenen wandte sein Künstlerblick sich zu. Der mit Schicksalsmacht in den Kreis des Lebendigen einbrechende Tod, in seiner ganzen Furchtbarkeit, der tiefste Fall unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Glücks, der Triumph der Bosheit über alles Kleine, Gute und Hohe — das sind die Lösungen, welche Rehbinder in seinen dramatischen Werken bevorzugt. Er bleibt auch als Bühnendichter Pessimist und in Schrecken und Verzweiflung klingen seine Tragödien aus. Aber auch noch ein ganz besonders teuflisches Element, seinen gleichsam verleiblichten Glauben an die weltbeherrschende Kraft des Bösen, fügt er denselben ein. In dem lyrischen Drama „Herzlos“ spaltet sich dieses Element noch in zwei getrennte Individualitäten. Dolores, das engelschöne Weib ohne Herz, verfinnlicht uns die eine Seite des Perwersen, den rücksichtslosen Egoismus, das kaltberechnende Streberthum, während Gaston die zügellose Leidenschaftlichkeit darstellt, welche erst nach einer Reihe von Enttäuschungen und Kränkungen zur Bosheit wird. Lord Ruthven in „Rizzio“ aber und Bodo in „Ein Ring“ gehören derselben weitverbreiteten Familie an, deren Urväter (Richard, Jago, Edmund) schon Shakespeare mit flammendem Griffel in das Buch der Weltliteratur gezeichnet hat.

Die ersten dramatischen Produkte Rehbinder's finden sich in dem von ihm herausgegebenen „Baltischen Album“, welches 1848 erschienen ist. Das erste dieser Jugendstücke „Glaube, Liebe, Hoffnung“, dramatisches Gedicht in einem Akt, ist ein bloßer Versuch, eine bestimmte Welt- und Lebensanschauung in dramatische Form zu kleiden; die Handlung gleich Null, die Charaktere nur angedeutet, der Held ein Byron'scher Typus, nur ohne jedes titanische Element, die Lösung eine schwächliche, ganz unorganisch mit dem Vorhergehenden verknüpfte und darum unmögliche, das Ganze dialogisirte Reflexionspoesie — nichts mehr. In so manches Gedicht der ersten Sammlung „Blätter“ gemahnen uns folgende Worte des an Allem verzweifeln den Helden dieser dramatischen Dichtung:

Ich hoffte viel: man höhnte mir entgegen,  
 Ich suchte Edelmuth, — fand Niederträchtigkeit,  
 Fand Kluch, wo ich gesäet zum Segen,  
 Fand alles elend weit und breit, —

Fand alles niedrig, alles eitel,  
 Und keinen Menschen in der Welt, —  
 Ihr Gott war Titel, Rang und Beutel,  
 Ihr Alles, ihre Seel' das Geld!  
 Ich sah den Guten fortgetrieben,  
 Den Schlechten hoch im Kranz der Ehr'!  
 Kein edler Funke war geblieben,  
 Und Alles, was die Menschen trieben,  
 Es war nicht groß, es war nicht hehr! —  
 Mit dem, was mir im Busen flammte,  
 Stand ich verlassen und allein, —  
 Mit dem, was mir vom Himmel stammte,  
 Schien ich auf Erden schlecht zu sein! —

Weder für die Bühne sich eignend, noch in der Komposition irgend welche künstlerische Geschlossenheit aufweisend, enthält das zweite Stück „Herzlos“ doch ein paar psychologisch richtig entwickelte und natürlich gezeichnete Charaktere: die Heldin Dolores, den Hauptmann Gaston und den Troubadour Silvio. Im Uebrigen ist es eine im romantischen Stile gehaltene Reihenfolge von Bildern, in welchen das lyrische Element entschieden vorherrscht. Die Scene ist Spanien, bekanntlich auch ein Eldorado der Romantiker; die handelnden Personen erscheinen demgemäß in die Sonnengluth südlicher Leidenschaftlichkeit getaucht, der Dichter findet, ohne daß er weit darnach zu suchen brauchte, effectvolle Motive in Hülle und Fülle. Schilderungen der südlichen Natur, der südlichen Lebenslust (Maskenball), des südlichen Temperaments sind hier nicht nur am Plage, sondern drängen sich gleichsam von selbst heran. In vielen dieser Einzelheiten verräth Rehbinder den echten Poeten, ohne doch das Ganze in künstlerischer Weise „verdichtet“ zu haben. Der Ausgang der einfachen Handlung gehört zu jener, bereits charakterisirten Gattung von Schlusseffecten, die so ganz in Rehbinder's Natur, in seiner Welt- und Lebensanschauung lagen. Nachdem die schöne Dame Herzlos, bekanntlich eine Art ewige Jüdin, welche in diesem Stücke zur Abwechslung den spanisch vollklingenden Namen Dolores trägt, ihre beiden Hauptanbeter unter einander entzweit hat, in Folge dessen der hitzigere von Beiden den sanfteren auf einem öffentlichen Masken-

ball ermordet, — ertheilt sie dem ersteren in überaus kränkender Form einen bündigen Korb — und heirathet, worauf die ganze Intrigue mit den beiden armen Nebenbuhlern von Anfang angelegt war, den reichen und mächtigen Grafen Tarragona. Glänzend wird die Hochzeit gefeiert; an der Schwelle des Brautgemachs aber fällt die von ihrem langersehnten, mit allen Mitteln erstrebten, nun endlich errungenen Glück beraubte Kokette dem rächenden Doldh des verschmähten Liebhabers (Gaston) zum Opfer.

Auf einer ganz anderen — weit höheren Stufe steht Rehbinder in dem zweiaktigen „Romantischen Gemälde“ — es könnte mit größerem Recht einfach „Charakterbild“ heißen — „Ein Tag Ludwigs XI.“, welches den Schluß des genannten Albums bildet. Das kleine Werk besitzt drei große Vorzüge: eine für den dramatischen Zweck genügende, in sich geschlossene, fortschreitende Handlung, einen mit großem Talent gezeichneten, überaus complicirten, ungewöhnlichen Charakter und endlich eine dem Inhalt angemessene äußere Form. Man könnte allerdings darauf hinweisen, daß viele Personen die Bühne nur betreten, um den Charakter des im Mittelpunkte stehenden Königs nach dieser oder jener Seite hin noch heller zu beleuchten, die vielen einander widersprechenden Eigenschaften dieses überaus merkwürdigen Naturspiels eine nach der andern gleichsam an's Bühnenlicht hervorzulocken. Aber ist eine solche Praxis tadelnswerth? Sämmtliche Dramen Friedrich Hebbel's z. B. scheinen das Gegentheil besagen zu wollen. Fest steht jedenfalls, daß durch das flüchtige Erscheinen des Franz von Paula, des Kaufmanns Pineton, der Wittve Bernarde unsere Kenntniß von Ludwigs Charakter wesentlich vertieft und erweitert wird, und darauf kommt es in einem derartigen dramatischen Charakterbilde doch einzig an. Die Liebesgeschichte zwischen Parette und Lanzelot ist reizend dargestellt und bildet, trotz ihrer Kürze, das eigentliche dramatische Rückgrat des ganzen Stückes. Daß dieses letztere keinen Separatabdruck und darum auch keinen Neudruck erfahren hat, ist eines jener seltsamen Fragezeichen, welche leider so häufig zwischen einem guten Buch — und einem schlechten Publikum zu stehen pflegen! . . .

Ein Jahr darauf gab Rehbinder seinen „Rizzio“ heraus, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, und zweifellos das bedeutendste dramatische Produkt, welches bislang aus den

Ostseeprovinzen Rußlands hervorgegangen ist. Der Titel schon besagt uns, wovon das Stück einzig handeln kann. Es ist die unglückselige Liebesgeschichte der schottischen Maria und ihres Geheimsehreibers, des italienischen Sängers Rizzio, welcher dem Neide der schottischen Edlen und, von diesen aufgestachelt, der Eifersucht des König-Gemahls Darnley zum Opfer fiel. Man erwarte nicht, bei Rehbinder ein von dem Schiller'schen wesentlich abweichendes Charakterbild der Maria zu finden. Die Tradition des größten deutschen Dramatikers war noch allzu lebendig, die geschichtlichen Quellen über das Leben der Maria Stuart noch nicht in vollem Umfange erschlossen. Aber die Maria Rehbinder's steht noch in der Blüthe ihres Lebens. Aus Frankreich vor Kurzem erst nach dem rauhen, nebeltrübten Schottland zurückgekehrt, dessen Volk von religiösen und politischen Wirren zerrissen, dessen Adel an Sitten roh, in Worten und Handlungen gewaltthätig, sieht sie, die Katholikin, die „Fremde“, sich mitten in den wildtobenden Parteienkampf gestellt, weiß sich von den mächtigen Lords gehaßt, vom Volke nicht geliebt, von ihrem aus der Mitte dieser Lords erwählten Gemahl vernachlässigt und beargwohnt. Verrätherei umlauert sie überall, ihr Gatte strebt nach der Macht, welche nur sie, die Königin, auszuüben ein Recht hat; und um den Schwächling, der wohl nach Macht lüstern aber dieselbe nicht allein zu erringen fähig ist, sammeln sich die Unzufriedenen. Was Wunder, daß das schwärmerisch veranlagte, von ihrem Gottesgnadenthum aber dennoch tief durchdrungene junge Weib zwischen königlichem Machtbewußtsein und der Sehnsucht nach Ruhe in einem schöneren milderen Lande schwankt. Da bietet sich ihr in dem Sänger Rizzio ein Halt, eine Stütze dar; an seinem idealen Sinn, seinem reichen Gemüth, seiner grenzenlosen Ergebenheit richtet sie sich auf, wenn die trübten, kalten Wogen des Alltagslebens über ihr zusammenzuschlagen drohen, — sein sicherer Mannesblick, sein ritterlicher Muth aber geben ihrem königlichen Kraft- und Rechtsbewußtsein immer wieder neue Nahrung. Sie sieht in Rizzio ihren einzigen Freund — er aber liebt die schöne Königin. Und wie ein Funke den andern zeugt, wie die Freundschaft einer Frau zu einem Manne stets in Liebe sich zu wandeln pflegt, so bricht auch hier endlich über Beide das Unvermeidliche herein. Das Weib will unterliegen — aber die Königin zwingt sich selbst zur Entsagung.

Zu spät — der Verrath hat seine Schuldigkeit gethan! der dämonische Ruthwen, dessen frevles Liebesgeständniß Maria zurückgewiesen und mit Verachtung gestraft, hält alle Fäden in den Händen. Die Verschwörung, an deren Spitze thatsächlich er, pro forma aber der königliche Schwächling Darnley steht, kommt zum Ausbruch — und Rizzio wird, von den Füßen seiner Beschützerin gerissen, schmählich hingemordet. Das alles vollzieht sich im großen dramatischen Stile, wie wir ihn seit Goethe und Schiller gewohnt sind. Die Sprache, der fünffüßige Jambus, ist eine edle, mit hoher Kunst der Charakterisierung gehandhabt; daß sie sich knorriger und gedrungener giebt als die Schiller's gereicht ihr eher zum Vortheil als zum Schaden. Trotz des vorherrschenden weiblichen Elements, vertreten durch die Königin selbst, durch die Hofdame Katharina, welche Lord Ruthwen verführt hat und als Spionin zu seinen Zwecken mißbraucht, und durch die liebliche Alice, deren Herz für Rizzio schlägt, waltet in dem Stücke doch ein durchaus männlich-kraftvoller, ritterlicher Geist. Rizzio ist nicht nur ein schwärmender Poet, sondern auch ein kluger Rathgeber und tapferer Cavalier; Ruthwen gemahnt uns in seiner düsteren Wildheit, gepaart mit skrupelloser Verschlagenheit, an einen jener von den Dunkel-Alben herstammenden Hecken grauer Vorzeit, wie Hagen Tronje einer war; die Lords sind wüste, kraftvolle Gesellen, nur Darnley erscheint als das, was er thatsächlich gewesen, als eitler, schwächlicher Streber, als ein viel wollendes, nichts vermögendes Werkzeug in den Händen thatkräftiger und schlauer Hintermänner. Gleich die Exposition des Dramas, das Gespräch der beim Würfelspiel sitzenden Leibwächter, ist ebenso kurz wie meisterhaft: wir werden mit einem Schlage in medias res, d. h. in das von politischen und religiösen Wirren zerrissene Schottland versetzt und erfahren, welcher Meinung die Soldaten und das Volk über ihre Königin, über Darnley und die Lords sind. Der erste Aufzug macht uns dann mit Katharinas inneren Kämpfen und mit dem Verhältnisse, in welchem sie zu Ruthwen steht, bekannt, zeigt uns den dämonischen Zauber, welchen letzterer auf sie ausübt, führt Darnley und die Lords vor und schließt mit einem düstern Ausblick in die Zukunft: Ruthwen wächst vor unsern Augen zu seiner ganzen finstern Größe empor, — seinem Bann verfallen der König und die Lords . . .

Ein Reich edler Schöne und sanfter Wehmuth thut sich mit der ersten Scene des zweiten Actes vor uns auf. Rizzio preist in einem Liede die Wunder Italiens und der Königin Seele entschwebt auf den glänzenden Fittigen der Sehnsucht in jenes Märchenland. Im weiteren Verlaufe erfahren wir von Rizzio's Leidenschaft für Maria und von Alicens Liebe zu Rizzio, aber wir fühlen auch schon das Zittern und Kämpfen im Herzen der Königin — und die in einander verschlungenen Verhältnisse aller dieser Personen verdunkeln den Zukunftshorizont immer mehr. Im dritten Aufzuge kommt es zu einem harten Zusammenstoß zwischen Ruthwen und dem verhassten Nebenbuhler Rizzio, dann aber steigert sich die Handlung zu ihrem Mittelgipfel, der großen Scene, in welcher Ruthwen der Königin seine Liebe bekennt und von derselben zuerst mit ruhiger Hoheit, dann mit zorniger Verachtung zurückgewiesen wird. Jetzt ist der Stein im Rollen: der Wüthende demaskirt sich vor Katharina, die ihn leidenschaftlich liebt, verstößt und verhöhnt sie. Zwischen der Königin und Rizzio kommt es dann zu einer dramatisch höchst wirksamen Scene: er erklärt Maria, ihr zu Füßen sitzend, seine Liebe, was sie nicht ohne leidenschaftliche Theilnahme zu hören vermag; im Hintergrunde erscheinen Ruthwen und der König einen Augenblick lang die scheinbar so „bedeutsame Gruppe“ betrachtend.

Der vierte Act bringt die weitere Entwicklung, der fünfte die tragische Lösung: Katharina, die Verrätherin, die Verführte und Verstoßene, fleht die Königin um Vergebung an, welche ihr von der Hochgütigen auch zu Theil wird; denn das Innerste des armen Mädchens erscheint unheilbar krank, in nächster Zukunft kann der Wahnsinn ausbrechen. Aus einer Erregung wannt Maria in die zweite hinein: Darnley kommt, von ihr selbst gerufen, zu einer Aussprache. Er zeigt sich dabei in seiner ganzen Erbärmlichkeit; Ruthwen und die Lords hinter sich wissend, ergeht er sich in trozigen Tiraden und frechen Schmähungen; er hat Rizzio zu der Königin Füßen gesehen, das scheint ihm Beweis genug. Mit der edlen Leidenschaft des im Purpur geborenen aber auch königlich gearteten Weibes weist Maria ihn zurück, — seine Antwort ist kindische Wuth. Den Schwächling nimmt Ruthwen unter seine Flügel und zwingt ihn zu dem Versprechen, der Rache, welche die Lords sinnen, freien Lauf zu lassen. Ein Banquet der letzteren, auf dem sowohl der im

Uebermaß genossene Wein, als auch der herbeigeißelte Ruthwen die Leidenschaften entflammt, beschließt den vierten Aufzug . . . Trübe und schwer lastet die Ahnung nahenden Unheils auf dem Hofe der Königin. Die liebliche Alice, deren Neigung von Rizzio nicht erwidert werden kann, nimmt von Maria Abschied, um in ein Kloster zu gehen; dann erscheint Rizzio, um aus der Königin Munde sein Urtheil zu vernehmen:

Maria (ernst).

Der Schleier des Vergessens

Ist über die Vergangenheit geworfen. —

Du darfst ein Wort, — hörst Du, — nie darfst ein Blick

An jene Stunde uns erinnern, — nimmer

Darfst sie uns wiederkehren! — Schwöre mir's!

Nur ihr Freund soll Rizzio bleiben — mehr darfst sie ihm nicht bieten, wie sehr ihr Herz auch dagegen streiten mag. Aufgefordert ein Lied zu singen, ergießt Rizzio seine Schmerzen in eine düstere Ballade mit dem Schlußrefrain „Der Mörder, der flieht in die Ferne“.

Aber in Wahrheit ist der Mörder nahe. Trunken und wüthend stürmen Darnley, Ruthwen und die Lords in der Königin Gemach; nach kurzem Kampf wird Rizzio entwaffnet und von der bestialischen Horde in's Vorgemach geschleppt, wo er unter ihren Degenstichen verblutet. Das Böse triumphirt, wie wir's bei Rehbinder gewohnt sind, aber auch die Rache kommt noch zu Worte. Maria, das schwärmerische, edle Weib, wandelt sich zur Rachegöttin um — und vor uns steigt eine gräuel- und todeschwangere Zukunft in finstrier Ungeheuerlichkeit empor — Darnley's Ermordung, die unglückselige Ehe Maria's mit Bothwell, ihre Gefangenschaft in England, ihr letzter Gang auf's Schaffot.

Maria.

So werf' ich vor dem Angesicht des Himmels

Des Weibes Sanftmuth von mir ab für immer! —

So werf' ich von mir Thränen, Kummer, Klage,

Und jede feige Duldung früh'rer Zeit! —

Entsetzlich schreit die Frevelthat um Rache,  
 Unschuld'ges Blut zum Himmelsthron empor! —  
 Und Rache sei mein Amt und meine Sendung,  
 Sei mein Gefühl, mein Traum und mein Gedanke.  
 Mich soll des Himmels Sonne nicht bescheinen,  
 Mir keine Blume duften, — jeder Blick  
 Mich fliehen, wie man flieht vor Ungeheuern, —  
 Das Grab eröffne sich dem Körper nicht, —  
 Wenn ich den fürchterlichen Schwur verlese! —  
 Ich bin kein Weib mehr, fühl' kein Weiberherz,  
 Ich bin der Rache flammender Gedanke, —  
 Und was mir glühend jetzt die Brust durchwühlt,  
 Soll zehnfach glühender ihr Herz durchwühlen! —  
 Ihr machtet mich zur Tigerin, — wohlan!  
 Ich suche meine Beute!

(Mit furchtbarer Kraft)

Heinrich Darnley!

Die fürchterliche Wetterwolke naht,  
 Und allverheerend wird sie sich entladen!

Erst im Jahre 1851 trat Rehbinder wieder mit einem dramatischen Werke hervor. Das vieraktige Trauerspiel „Ein Ring“ ist ebenfalls bühnenwirksam, d. h. im Aufbau der Handlung und effektvoller Steigerung durchaus vollendet, auch die Sprache läßt wenig zu wünschen übrig, um so mehr freilich der diesmal gewählte Stoff. Dergleichen Ritter-Schauerspiele finden kein Publikum mehr. Die Motive, die Verwicklung, die Lösung — alles erscheint abgebraucht, veraltet. Wir bewundern die Kunst, mit welcher es Rehbinder wieder gelungen ist, das Perverse, in der Gestalt des Bodo, zu verkörpern, und schauern vor dem an das Jugendwerk „Herzlos“ erinnernden grausvollen Schlusse zurück, aber der Gesamteindruck bleibt ein matter, halber.

Sollen wir nun noch von dem letzten dramatischen Erzeugniß unseres Dichters reden? Das moderne Theater kann freilich nicht mehr in Betracht kommen. Vielleicht daß in einer besseren Zukunft, wenn die Schaubühne wieder zu dem geworden sein wird, was sie bei den Griechen, was sie unter Goethe's Leitung in Weimar, unter

Zimmermann's Direktion in Düsseldorf gewesen, — vielleicht, sage ich, daß dann auch die Zeit für Rehbinder's „Jesus von Nazareth“ gekommen sein wird; einstweilen kann das Werk nur Buchdrama bleiben und uns, als solches, ein lebendiges Zeugniß von des Dichters edler und freier Weltanschauung ablegen.

In schwärmerischer Begeisterung schaut Rehbinder zum Heiland auf — aber sein Blick ist nicht der eines mittelalterlichen Mystikerdichters. Trotzdem würde man sich sehr irren, wollte man voraussetzen, daß der Jesus unseres Dichters sich in philosophischen Betrachtungen und rationalistischen Reflexionen ergehe, — im Gegentheil, es ist durchaus der Heiland der Evangelien, welcher göttlich-milde und menschlich-heitler im Mittelpunkt der kunstvoll verschlungenen Handlung steht. Jedes Wort, das aus seinem Munde geht ist wahr, schlicht und groß und trägt den Stempel evangelischer Natürlichkeit und Kindlichkeit. Aber all diese aus dem heiligen Innersten Jesu hervorblitzenden Strahlen einer neuen Welt- und Menschheitsform brechen sich in den Augen seiner Umgebung auf die verschiedenste Weise. Ein Zeuge dafür ist Judas, der Messiasgläubige Jude, welcher, von Christi erhabener Persönlichkeit überwältigt, in ihm den Befreier Israels vom Römerjoch und den Messianischen König, von dem die Propheten geweißsagt, zu erkennen glaubt. Auf diesen Glauben sich stützend, durch Jesu Handlungsweise aber verwirrt und bedrängt, will er den Meister zwingen, sich als Messias zu offenbaren. Darum überliefert er ihn den Priestern. Als im Garten Gethsemane die Schergen der Gewalt den Heiland ergreifen und fesseln, ruft der Verräther aus:

Jetzt wird die Herrlichkeit sich offenbaren! —  
 Nun ist der Augenblick gekommen, wo  
 Sich göttlich der Messias zeigen muß! —  
 Nun öffnet sich der Himmel; seinem Glanz  
 Entsteigen unzählbare Legionen  
 Zum Kampfe für den Herrscher Israels!  
 Der Engel Feuer Schwert zerhackt seine  
 Verfolger, seine Fesseln fallen ab,  
 Auf seinem Haupte loht die Weltenkrone  
 Und alle Reiche jauchzen seiner Glorie! —

Aber der Himmel schweigt. Kein Wunder geschieht. Wie jeder andere schwache Mensch wird Jesus vor die Gerichte geführt. Da bricht Judas voll Entsetzen zusammen: er hat um eines Wahnes willen verrathen und gemordet, er ist ein gemeiner Verbrecher geworden. Anders als Judas steht Barabbas, der Aufrührer, zu Jesus und seiner Lehre: er fragt nicht darnach, ob letzterer der Messias sei, er fragt nur, ob Jesus seine geistige Macht zu weltlichen Zwecken benutzen wolle oder nicht, ob er gesonnen sei, seine Anhänger mit dem Schwerte zu waffnen und sie gegen Priesterherrschaft und Römerjoch zu führen.

Jesu Antwort:

Ich komme nicht, zu kämpfen mit dem Schwert,  
Da Friede meine Sendung ist —

versezt den Wilden in höchste Wuth; er flucht dem Meister, dieser aber segnet ihn. Barabbas kehrt zu seinen Gesellen in die Berge zurück, von wo aus er eine Art Guerilla-Krieg, voll Raub und Mord, führt. Später ermordet er in Jerusalem den Gamaliel, einen Vertrauten des Kaiphas, und wird bei dieser Gelegenheit gefangen. Vorzüglich charakterisirt sind auch Pilatus, Maria Magdalena und sämtliche Priester. Gegen diese letzteren und somit gegen jede Priesterherrschaft wendet sich unser Dichter in diesem Werke mit besonderer Schärfe und Kraft, das Priesterregime zugleich als düstern Hintergrund benutzend, von dem das Reich christlicher Freiheit und Liebe sich um so glanzvoller abhebt.

Ich kann aus von mir unabhängigen Gründen gerade auf dieses tiefdurchdachte, groß angelegte und reife Werk Rehbinder's leider nicht näher eingehen, bin aber überzeugt davon, daß es den „Letzten Gedichten“ an künstlerischem Werthe nicht nachsteht, ja die Weltanschauung und die Ideale des Dichters viel reiner und erhebender zum Ausdruck bringt als jene an Allem verzweifelnden Nachtgedanken eines durch jede Art von Unglück gebrochenen Dichtergeistes. „Aus dem Innersten“ und „Jesus von Nazareth“ sind Rehbinder's kostbarste Vermächtnisse an eine ihrer durchaus unwürdige Nachwelt. Lasset uns auch hierin, wie in allem Anderen, auf eine bessere Zukunft hoffen! Wie sagt doch Nietzsche: „Die Gegenwart ist etwas, das überwunden werden muß...“

Nicht nur als Dichter, auch als Sammler und Förderer der Poesie in Baltischen Landen hat sich Graf Nikolai Rehbinder verdient gemacht. Bereits im Jahre 1848 gab er ein „Baltisches Album“ heraus, dessen stattlicher Band neben vielen Beiträgen des Herausgebers selbst auch solche von dreizehn der Dichtkunst huldigenden baltischen Zeitgenossen enthält. Die Jahre 1854, 55 und 56 brachten dann je ein neues „Allen edlen Frauen“ gewidmetes Bändchen unter dem Titel „Musen Almanach der Ostseeprovinzen Russlands“. In jedem dieser zierlichen Büchlehen finden sich, neben vielem Mittelmäßigen, immer auch einige wahrhaft vollendete poetische Produkte. Nicht ohne Nührung habe ich diese Zeugen einer, was poetische Bestrebungen anlangt, regsameren Zeit durchgesehen. Die fleißige Studie Rehbinder's „Die belletristische Litteratur der Ostseeprovinzen Russlands von 1800 bis 1852“ stellt ihm als Sammler und Beurtheiler ein glänzendes Zeugniß aus. Auch könnte ich noch von dem Prosaiker reden — aber was liegt daran! Rehbinder's 1848 in Neval erschienene „Estländische Skizzen“ sind harmlose, hin und wieder etwas ironisch zugespitzte Geschichten, die ehstnische Sage vom Krat aber gleichsam nur „in Umriffen“ erzählt. Auch die im „Baltischen Album“ enthaltene Erzählung „Der Freiherr von Bern“ erhebt sich kaum über das Niveau gewöhnlicher humoristischer Unterhaltungslektüre. Nicht in solchen Dingen lag Rehbinder's Stärke; die Poesie allein und zwar eine in gewissem Sinne kosmopolitische Poesie war sein Gebiet. Dem ferner Stehenden mag es auffallen, daß sich unter allen seinen Gedichten kein einziges provinzielle Stoffe behandelndes findet. Die baltische Geschichte, die ehstnische und lettische Sagen- und Märchenwelt sind an poetischen Stoffen doch wahrlich reich genug! Gewiß, aber das Auge des Dichters war ein stets sehnsüchtig in die Ferne blickendes — und die trüben Erfahrungen, die er gerade in seiner Heimath gemacht oder zu machen geglaubt, konnten nicht dazu beitragen, ihn aus jenen ersehnten Zeiten- und Völkerfernen zur heimischen Scholle zurückzulenken. Und doch ist diese Scholle auch ihm lieb und vertraut gewesen, was aus so manchem seiner Gedichte, wenn auch nur „verschleiert“, zu uns spricht. Wie sollt' es auch anders sein? das Land der Geburt, der Erziehung und Bildung bleibt stets unsere „engere Heimath“, mögen

wir den Landesgenossen, bis auf Wenige vielleicht, auch noch so fremd gegenüberstehn.

\* \* \*

Aus einem für ideale Bestrebungen durchaus ungünstigen Boden erwachsen, einem damals noch partikularistisch in sich abgeschlossenen, aber doch sich selber nicht angehörenden Lande entstammt, — den durch eine Jahrhunderte lange Geschichte, voll Kampf nach Außen und voll Bruderzwist im Innern, großgezogenen praktischen, auf's Nächste und Nützlichste gerichteten Sinn seiner Landsleute nicht als das Höchste im Leben anerkennend, aus der ultramontanen und feudalen Dumpfheit und Dünkelhaftigkeit jener Zeit sich stürmisch hinaus sehnend, dabei, seiner innersten Natur nach, selbstquälerisch und mißtrauisch geartet, mußte Rehbinder genau das werden, als was wir ihn in den vorhergehenden Blättern kennen gelernt haben: ein Dichter der großen, unseligen Leidenschaft für alles Freie, Edle und Schöne, ein an der Welt und den Menschen verzweifelnder, weil von ihnen nicht verstandener, Schwärmer. Aber nicht wie sein unvergleichlich viel größerer Vorgänger brach unser Dichter am Schlusse seines nordisch-trüben Lebens in ein tolles Hohngelächter aus (Byron's „Don Juan“), nicht wie jener Dichterlord mit dem Apollokopf und dem Teufelsfuß rief er, den Weltschmerz eines eitlen Lebemannes laut verkündend:

„The best of life is but intoxication!“

Nein, — er verfocht, trotz aller Enttäuschungen und Entmutigungen, ritterlich das Höhere im Menschen und vertrat die Rechte der Kunst, der Freiheit, der Nächstenliebe! Zeuge dessen so manche seiner Gedichte und die erhabene Tragödie seines „Jesus von Nazareth“. Mit den Dämonen seines äußeren und inneren Lebens aber rang er in Nacht und Einsamkeit wie ein Mann. Das kühne Dichterauge fest auf jenes „Unbegreifliche“, jenes „Fenster im Universum“, durch welches der Forscher in endlose Finsterniß hinausblickt, heftend, fragt er zweifelnd und bangend:

Wir armen Eintagsfliegen, Spreu und Staub,  
Ein Nichts, ein Hauch, des sichern Todes Raub, —

Und können doch die Welt im Busen tragen! —  
 Wer kann uns solchen Räthfels Lösung sagen?

Und der ihn verkennenden und verfolgenden „Mehrheit“,  
 genannt Publikum, hält er das stolze Wort entgegen:

Beim ew'gen Licht, ich fühl's, ich bin ein Dichter,  
 Ich bin ein Dichter, ob's auch Niemand hört —  
 Und deshalb nur verfolgt mich das Gelichter,  
 Weil Dichtersinn ihr stumpfes Dasein stört!

Wahrlich, dieser Mann war, trotz aller Grenzen seines Könnens, eine eigenartige, reiche und tapfere Individualität, welche sich uns Nachgeborenen wohl zum Vorbilde eignen mag. Denn die Zeit, in der wir leben, ist klein — trotz der großen Kapitalisten, der großen Kanonen, der großen Staatsschulden — und ihre Götter sind verächtlich. Die unheilige Dreieinigkeit Geld, Mode, Politik und ihr unermüdlicher Begebahner, die Tagespresse, regieren unumschränkt und stempeln das zu Grabe gehende Säculum zu einem Jahrhundert der Selbstsucht, der Genußgier und der konventionellen Lüge. Die Menschheit aber bedarf keiner Geldmänner, Staatsmänner, Zeitungsmänner, keiner Modedamen und Modekünstler, — sie will nur Männer, ganze, echte Männer, denen nichts Menschliches fremd, alles Höchstmenschliche aber vertraut ist.

V. v. A.





## Kunstbriefe.

### II.

**M**erlin zählt im Augenblick, die Königliche Oper und das Schauspielhaus natürlich mitgerechnet, 15 große Theater. Aber so viele ihrer auch sind — die Herren Theaterleiter können es dem Publikum doch nie recht machen, denn wenn dieses auch die Theater fleißig besucht, so schimpft es ebenso weidlich auf sie. Ja, man möchte mitunter fast glauben, daß es vermeint, wohl so auf seine Kosten zu kommen. Auf diese Weise „amüsiert“ es sich freilich immer gut; entweder bereitet ihm trotz alledem die Ausführung selbst Vergnügen, oder aber es hält sich durch mehr oder minder „Kadav“ schadlos, der natürlich je nach dem Theater und dem „Bildungs“-Niveau seiner gewöhnlichen Besucher sehr verschiedene Ausdrucksformen annimmt, wengleich Schlüsselpeifen und faule Äpfel, wie wohl in Italien und Südfrankreich mitunter, nirgends in Aktion treten.

Theaterdirektor und Theaterdichter haben diesem buntscheckigen Publikum gegenüber einen sehr schweren Stand... Wenn jetzt im Herbst bei den vielen Regentagen auf dem Asphalt, diesem Parket der Weltstadt, ein armer Gaul zu Falle kommt — und das geschieht wohl stündlich in jeder Straße einmal — dann sammelt sich sofort ein großer Haufe mit Suchhe und Halloh. Wird der Gestürzte sich erheben? Wie wird's ablaufen? Weise und unweise Rathschläge, rohes Gelächter, faule Witze werden laut; Alt und Jung, Arbeiterbluse und Gehrock, Kopftuch und Federhut — Alles funterbunt durcheinander und Alle beseelt ein gleiches Gefühl. Ein

ebenso geistreicher wie bissiger hiesiger Schriftsteller meinte neulich, dieses Alltagsbild gemahne ihn immer an Berliner Theater und Publikum. Es ist in der That nicht allzu übertrieben und das Gleichniß hinft weniger, als so manches andere. Wer so durch die hiesigen Musentempel wandert, wer nicht die unerquickliche Mühe scheut, sich in den Morgenzeitungen durch die zahllosen Berichte über Erstaufführungen und sonstige Theaterorkommnisse von Bedeutung durchzuarbeiten, der gewinnt wirklich den gleichen Eindruck, wie bei jener Asphaltscene. Jedes neue Theaterunternehmen, jeder neue Bühnenleiter, jeder neue dramatische Dichter und jede neue Arbeit von einem der schon „Angelangen“ — sie Alle liegen für das Berliner Publikum zumeist von vornherein am Boden und die Frage, für die allein es sich erwärmt, ist die: „wird der Gestürzte im Stande sein, sich zu erheben und wie? Wird er dieses Mal Glück haben, der Leiter, der Dichter? Oder wird er lahmend, vielleicht schwer verletzt sich von dannen machen müssen?“

\*            \*            \*

Jedoch ist dasselbe Publikum auch in besondern Fällen geneigt, eine Ausnahme zu machen — seine spottfüchtige Neugier zum Schweigen zu bringen und nur behaglicher Freude am ungetrübten Genuß Raum zu geben. Dafür ist eine jüngst angestellte kleine polizeilich-statistische Erhebung sehr bezeichnend. In letzterer Zeit haben die Aufsichtsbehörden wieder mit besonderem Eifer begonnen, dem Unwesen der Billetaufkäuferei entgegen zu treten. Da zeigte sich denn, daß am allermeisten dieser verbotene Handel bei zwei „Kunst“-Anstalten betrieben wird, weil bei ihnen die Nachfrage am größten, es also am lohnendsten ist, in Eintrittskarten zu spekuliren. Es sind das der — „Wintergarten“ und das „Central-Theater“. Jener, in „Central-Hôtel“ in der Nähe des Friedrichsbahnbogen belegen, ist das feinste und theuerste Tingeltangel-Café der Hauptstadt, die Heimstätte eines stark gewürzten Chic's, der oft gleichbedeutend mit geschmackvoll drapirter — nun sagen wir es auf gut Deutsch: Gemeinheit ist, die halbverhüllte Nacktheit in Wort und That, in Geste und Tracht, die geschminfte Bote und der verschämt thuende Cancan, die erst recht wirksam werden, wenn dazwischen einmal für einen Augenblick auch ohne Schminke geredet, ohne Verschämtheit gemimt wird.

Im vorigen Jahr waren dort die fünf Schwestern Barrison die tragischste Erscheinungsform dieser fin de siècle-Geschmacksrichtung: fünf blutjunge, bildhübsche anglo-französische Cancaneusen, die als „babies“ auftraten und in gemeinsten Gliederverrenkungen das denkbar Unmöglichste leisteten, immer mit unschuldigen Kinder-  
gesichtern und unter monotonem englischen Kindergesang und amerikanischen Gassenhauern. Die Schönste von ihnen ist auch für diese Spielzeit gewonnen. Sie macht der vielgenannten in Petersburg, Paris, Madrid, Wien und London gleichgefeierten „Brillantenkönigin“ Otero den Rang streitig, die mitunter sich dem Publikum eigentlich nur mit ihrem Geschmeide bekleidet zeigt . . . Und nun das „Central-Theater“, der glückliche Nebenbuhler des „Adolph-Ernst-Theaters“ und des „Belle Alliance“-Theaters, die alle drei in „Berliner Possen“ machen. Nicht in der alten einstigen volkstümlichen der Kalisch und Salingué und Glasbrenner, sondern in der modernen der Jakobsohn und Treptow und Mannstädt und Freund e tutti quanti. Was dort an Humor und Gemüth geboten wurde, das wird hier abermals durch Chic und Pikanterie ersetzt; wenn einst das witzige Couplet — oh, alter unvergesslicher Helmerding und Du Paula Wegner, im Wallner-Theater lachlustigen Angedenkens! — die Hauptrolle spielte, so jetzt die hübschen und kurzgeschürzten Mädchen in allerhand Tinsel-Tangeleien auch hier. „Ausstattungspossen“ heißen sie ja und nicht des „Dichters“ Werk giebt den Ausschlag, sondern die Kunst des Maschinenmeisters, des Dekorationsmalers, des Theaterschneiders, die niedlichen Fräzchen und die „berückenden“ Gliedmaßen . . . Und allabendlich ist seit Wochen das „Central-Theater“ ausverkauft und allabendlich wird der farbenfunkelnde, tönepriekelnde, gliederverrenkende Blödsinn „Eine tolle Nacht“ aufgeführt. Daß er es auf mindestens 200 ununterbrochene Vorstellungen bringen wird, daran zweifelt heute Niemand mehr . . .

\*

\*

\*

Nette Zustände, nicht wahr? Und doch wachsen die Theaterunternehmungen, wachsen die Bühnendichter, wie Pilze aus der Erde. Ein kleiner „Krach“ hier und da schreckt nicht ab und Erwerbssucht und Ehrgeiz nehmen immer wieder den Kampf mit dem Risiko,

der Spottfucht, der Mißgunst und der Clique auf. Und erstaunlich rasch geht es mit den Neugründungen . . . Da legten sie vor einem oder anderthalb Monaten den Grund zu einem neuen Theater, dem „Theater des Westens“, an der Grenze von Charlottenburg und Berlin. Direktor Witte-Wild vom Lobe-Theater in Breslau tritt als Bühnenleiter an seine Spitze; schon ist die Truppe zusammengestellt, der Spielplan entworfen und bereits im Spätherbst 1896 soll das Theater eröffnet werden. Und ein gutes Familientheater soll es werden, in dem die Alten und die Jungen in gleicher Weise zu Wort kommen sollen. Gleich hinter dem Zoologischen Garten wird es sich erheben. Der Platz ist gut gewählt: weit und breit ist kein anderes Theater zu finden und obgleich Stadt- und Ringbahn den Besuch auch ferner liegender Theater bequem ermöglicht, ist immerhin doch jedes von ihnen auch auf ein sicheres Stammpublikum aus der nächsten Umgebung angewiesen. Mit diesem Umstand rechnet auch ein anderes Unternehmen, das im Wege der Antheilschein-Zeichnung in der Gegend der unteren Potsdamerstraße ebenfalls ein neues Theater zu gründen bezweckt in der Art des „Schiller-Theaters“ in der Altstadt (das frühere „Wallner-Theater“) mit volksmäßig billigen Preisen. Es heißt, daß auch diese Gründung Aussicht auf Erfolg hat . . .

Besonders bezeichnend aber für die hiesigen Theaterverhältnisse sind die sogenannten „Freien Bühnen“, nach dem Vorbilde des „Théâtre libre“ in Paris, das aber allerdings ein eigenes Heim besaß. Schriftstellergenossenschaften sind es, die junge Talente, schriftstellerische und schauspielerische, zu Worte kommen lassen, große Schichten der Bevölkerung zum Geschmack am Theater erziehen wollen. Die „Freie Bühne“ und die „Volksbühne“ waren die namhaftesten dieser Vereine. Daß sie im Dienste der „Modernen“ standen und stehen, ist bekannt. Sie haben den Scandinaviern und anderen fremden Dichtern vielfach die Wege geebnet, sie haben einheimische Talente „entdeckt“ und aus dem Dunkel der Unbekanntheit hervorgezogen, darunter vor Allem Gerhard Hauptmann, der heute von allen stehenden Theatern heiß umworbene.

Wie zwei neue Theater in diesem Herbst gegründet werden, so auch zwei neue Dramatiker-Vereine . . . Es ist ja den Herren nicht übel zu nehmen. Wer schreibt heute eigentlich nicht Dramen?

Liest man die Jahresberichte der großen Theaterleitungen, so flimmert's Einem vor den Augen von den zahllosen unbekanntem Dichternamen. Nach Hunderten zählen die an die Direktoren und Dramaturgen alljährlich zur „gefälligen Prüfung“ zugehenden neuen Stücke und — das wird nun in der Regel nicht veröffentlicht — nach Hunderten auch das schriftliche höfliche Achselzucken mit dem Bedauern — „daß das K-Theater aus diesen Gründen dem Gedanken einer Aufführung des freundlich eingereichten Schau- oder Lustspiels „N—Z“ näher zu treten sich außer Stande sieht.“ Aber aufgeführt werden wollen doch nun einmal auch diese armen deutschen dramatischen „Dichter“, denen es soviel schlechter geht, als den Roman- und Novellenschreibern und den Feuilletonisten, die stets ein großes Lesepublikum finden. Nicht einmal das steht dem Dramatiker zur Verfügung, selbst wenn er seine Dichtungen drucken läßt — es kauft und liest sie doch Niemand, weil es nun einmal nicht angenommen ist, solche Dinge zu lesen: man will sie auf der Bühne sehen. Da nun unter den unzähligen Gescheiterten und nicht Angelangten ohne Zweifel manches bedeutendere Talent sich befindet, dem die Bühne trotzdem aus hundert und ein Gründen verschlossen bleibt, so ist der eine Zweck, den die jüngst zusammengetretene „Gesellschaft deutscher Dramatiker“ verfolgt, gewiß zu loben. Sie will nämlich alljährlich in hübscher Ausstattung eine Reihe von dramatischen Neuheiten erscheinen lassen, die allen Mitgliedern, die als „Förderer des deutschen Dramas“ einen Jahresbeitrag von 10 Mark zahlen, unentgeltlich zugehen sollen. Zu diesem einen Zweck gesellt sich dann noch ein anderer, der Hauptzweck natürlich — Versuchsaufführungen von Neuheiten zu veranstalten, wozu dann eine der ständigen Bühnen für einen Nachmittag gemiethet wird. Die Werke werden von einem Prüfungsausschuß gewählt und ohne Nennung des Verfassers zur Aufführung gebracht, d. h. ohne vorläufige Nennung, denn nach Schluß der Vorstellung wird der Name bekannt gegeben. Gleich die erste solche Versuchsaufführung, die Anfang Oktober stattfand, wurde von der Kritik greulich zerpfückt. Und nun hatte noch das dreiaktige Schauspiel von Schl. . . . . gar den verhängnißvollen Titel: „Der Todte“. Das forderte zu naheliegenden bösen Witzen heraus und sie wurden natürlich in verschiedenster Form gemacht. Aber der Verfasser, ein junger Berliner

Schriftsteller und Redakteur, hatte immerhin Gelegenheit gefunden, zu beweisen, daß er Talent besitzt, wenn er sich auch in der Behandlung des Stoffes vergriffen hat. Und ohne die Hilfe des Vereins wäre ihm diese Beweislieferung unmöglich geworden. Noch jünger ist ein anderer Theaterverein, „Probepühne“ mit Namen. Dramatisch ganz unbescholtene Männer zumeist stehen an seiner Spitze. Er ist noch nicht an die Doffentlichkeit getreten. Ob er mehr Glück haben wird, als die „Versuchsbühne“ im vorigen Winter, muß sich also noch zeigen. An einem Uebel franken natürlich alle diese jungen Verzweiflungs-Unternehmungen unanerkannter Bühnendichter. Wie sie sich das Theater jedes mal miethen müssen, so auch die Truppe, bei deren Zusammenstellung man begreiflicher Weise nicht viel wählen kann und nimmt, was erhältlich ist, oft ebenso unanerkannte Bühnenkünstler. An ein sorgfältiges Studiren und Proben ist selbstverständlich auch nicht zu denken und der Mißerfolg solcher Versuchsaufführungen erklärt sich daher oft genug zum großen Theil, wenn nicht gar zum größten durch die schlechte Darstellung, und die kann ja bisweilen auch das beste Stück um allen Erfolg bringen. Nur die „Freie Bühne“ hat es hierin besser. In ihren Dienst haben sich von vornherein erste Kräfte gestellt. Wer weiß, ob sie sonst selbst einen Gerhard Hauptmann entdeckt hätte, wie im Frühling auch wieder Georg Hirschfeld, der infolge der Erstaufführung seines Schauspiels „Mütter“ durch die „Freie Bühne“ im Mai nunmehr in das „Deutsche Theater“ gelangt ist, um hier von einem großen Publikum durch dieselben Kräfte interpretirt zu werden, die ihm schon im Frühling zum Erfolge verholfen.

\*

\*

\*

Der Erfolg, den Georg Hirschfeld im „Deutschen Theater“ erlebt hat, der übrigens von der einstigen Seele der „Freien Bühne“ und dem begeistertsten Vorkämpfer des „Modernen“ geleitet wird, Dr. Otto Brahm — er ist eigentlich der lauteste gewesen, den die ganze bisherige Spielzeit aufzuweisen gehabt hat. Freilich ist er zum Theil „gemacht“ worden von der ganzen Coterie der Modernen, ihren Nachbetern und gefügigen Organen. Aber immerhin läßt sich behaupten, daß die „Mütter“ auch so Erfolg gehabt hätten. Nur wäre er dann minder geräuschvoll gewesen und daß das für

den blutjungen Dichter, der erst 22 Jahre alt ist, besser gewesen wäre, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden. Eigentlich ebensowenig, wie daß er ganz und gar im Geiste Nietzsche's aufgegangen ist, trotz seiner Jugend — wie die meisten Modernen. Das tritt in einer Novelle, die er soeben veröffentlicht hat, „Der Bergsee“, mit schlagender Klarheit zu Tage, wenn anders sich dieses Wort hier anwenden läßt, wo von etwas durchaus Unklarem, ja oft ganz Unverständlichem die Rede ist, wie diese Seelenstudie. Wollen Sie Proben der Stilverwirrungen dieses 22jährigen Dichters? Da läßt Hirschfeld einmal seinen Helden, einen jungen Künstler, zu dem er selbst Modell gestanden, traumverloren in die Abendgluth sehen und dabei sagen:

„— Christus war ein Genie. Das erste Weltgenie vom Abgrund der Schönheit bis hinauf zur Höhe der Häßlichkeit. Wir sind am Rande — bald wenigstens. Das zweite Genie wird erwartet. Von der Höhe der Häßlichkeit bis zum — Abgrund der Liebe?“

Ob der Verfasser selbst das verstanden hat? Schwerlich! Oder wer begreift die greise Frau Waland, wenn sie, eines Fehltritts in der Jugend gedenkend, nach Herrn Hirschfeld's Ausführung folgendermaßen empfindet:

„In's weiße Haar griff sie mit den gefrakten Fingern. Sie wußte, daß es weiß war. — Zeit, Zeit. — Alles taube, uralte Vergangenheit. Wie Glocken. Vergangenheit. Immer wieder war die Zeit mit Geierflügeln über ihre Sehnsucht hinweggerauscht. Hin, hin. Zerrissen das liebliche Band, weil es so sündig war. Die Natur betrogen um ein Ereigniß . . . daß warme Kinder natürlich waren!“

Auch im Zusammenhang mit dem Ganzen bleiben solche Sätze völlig dunkel.

Natürlich ist das im Schauspiel ganz anders. Da redet er eine schlichte, natürliche, oft rührende, dann wieder schroffe und harte, immer aber verständliche Sprache und verdirbt sich so nicht den Reiz seiner feinen Stimmungsmalerei und seelenkundigen Menschenschilderung. Nur hat ihm seine große Jugend auch im Schauspiel einen bösen Streich gespielt — er ist nämlich um den eigentlichen Stoff herumgegangen. Neugierig machend klingt der Titel: „Mütter“! Man denkt vielleicht an die Goethe'schen Mütter im

„Faust“ oder an die Wunder wirkende Kraft der Mutterliebe in ihren tausend Ausdrucksformen. In Wahrheit handelt es sich um Folgendes. Robert Frey wächst mit gewaltigem Sehnen nach einem „Bischen Griechenland und ein wenig Schönheit“ in einem wohlhabenden, spießbürgerlichen, harten Hause auf, wo dem Vater der Musikantensinn des Sohnes solch' ein Gräuel ist, daß er ihn endlich verstößt, als er gar noch sein Herz an ein Fabrikmädchen hängt. Er zieht zu ihr und lebt in denkbar armeligsten und bildungslosen Verhältnissen in der Mansardenwohnung des Weibes seiner Wahl, natürlich wieder unverstanden von der Mitte, ausgenommen Marie Weil, die wenigstens bewundernd zu ihm aufschaut. In Kutscherkneipen muß er seine Kunst verwerthen, an selbständiges Schaffen ist nicht zu denken und nach zwei Jahren, gerade als Marie sich Mutter werden fühlt, ergreift ihn auf's Neue mit unwiderstehlicher Gewalt die Sehnsucht nach einem „Bischen Griechenland und ein wenig Schönheit“. Sein Vater ist inzwischen gestorben und die Mutter hat tief bereut, daß sie damals nicht besser zu vermitteln verstanden, was jetzt die anmuthige Schwester Roberts, Hedwig, und dessen ehemaliger Freund, ein junger Musikprofessor mit mehr Glück und Hingabe zu thun vermögen. Kurz und gut — er kehrt in's Vaterhaus zurück. Mit der Proletarierin nur will er es thun, wenigstens behauptet er so. Diese aber, die ihn erst nicht ziehen lassen wollte, wird nach einer kurzen Unterredung mit Hedwig anderen Sinnes und geht und Robert duldet es. Im Frühling ging sie in's Wasser. Jetzt bei der Herbstaufführung geht sie schlechtweg, ohne gar dem Geliebten zu sagen, wie es um sie steht . . . Dies in ein paar dünnen Worten der Vorwurf, dessen Behandlung reich ist an dichterischen Schönheiten und bei aller Einfachheit packendsten Stimmungsbildern. Aber — aber wo ist denn die Gegenüberstellung der beiden „Mütter“ — der Mutter Roberts und der Mutter seines Kindes? Sie kommen nicht einmal zusammen! Die Hauptaufgabe, den Hauptkonflikt — Hirschfeld hat sie gar nicht einmal berührt. Und dabei fragt sich, ob denn nicht Roberts Familie die Rechte Mariens voll anerkannt hätte, wüßten sie Alles? Dann hätte es am Ende gar keinen Konflikt gegeben. Das „Drama“ ist also eigentlich gar keins. Es ist nur wieder einmal ein einfacher Ausschnitt aus dem Leben, wie die naturalistische Dichtung

das so liebt. Ein riesiges Fragezeichen anstatt einer Lösung. Ein Kunstwerk nur im Einzelnen, aber nicht im Ganzen. Anstatt dramatischer Handlung treffliche „Milieu“-Schilderung (hier natürlich auch wieder mit echten Berliner Lokalfarben) und reizvolle Stimmungsmalerei. Eine Verquickung von Sentimentalität und Naturalismus, wie einst — ja man möchte fast sagen, wie einst bei einer Charlotte Birch-Pfeiffer und Konforten auch schon, nur daß dem Naturalismus dort der farbenschildernde Flitterstaat der Romantik umgehängt wurde. Ob das noch heute zieht? Nun — die „Grille“, die neulich zum Debut von Frau Leuthold im „Berliner Theater“ aufgeführt wurde, das jetzt Oskar Blumenthal, der es im vorigen Winter von Barnay übernommen (dem glücklichen Millionär, der in einer Thiergarten-Villa auf seinen goldenen Lorbeeren ruht), an den früheren Mannheimer Intendanten Prasch abgetreten hat — ja, die „Grille“ hatte neulich wieder einen großen Schnupftuch-erfolg! . . .

Doch ich habe mich zu lange bei Hirschfeld und seinem Erstlingsdrama aufgehalten. Neuheuten hat's viele gegeben, aber wenige von Belang, selbst wenn wir von Moser'schen und Blumenthal'schen Schwänken, wie „Frau Müller“ und „Der Militärstaat“ (das 100. Stück Moser's!), oder „Gräfin Fritz“, das neueste, von der Kritik einstimmig erbarmungslos heruntergerissene sogenannte „Lustspiel“ des einst so gefürchteten Kritikers des „Berliner Tageblatts“ und nunmehrigen Direktors des „Lessing-Theaters“, sowie von einem halben Duzend Possen in bald pariserischem, bald berlinerischem Geschmack, ganz absehen. Da gab's am Sedantage im Schauspielhause vom jungen Otto v. d. Pfordten, dem Sohne des partikularistischen bayrischen Ministers, eine höchst reichsdeutsch patriotische theatralische Verarbeitung historischer Lesefrüchte unter dem Titel „1812“ mit dem Grafen York als angeblichem Held eines angeblichen Geschichtsdramas; oder Heinrich Lee's kulturgeschichtliches Lustspiel „Der Schlagbaum“, das uns in den partikularistischen Geist des Deutschlands der 30er Jahre versetzt, im „Berliner Theater“; dann des jungen Ludwig Jakobowski dramatisches Märchen „Diab der Narr“, das in mehr logischer, als dramatischer Weise das Ismael-Thema mit dem von dem „armen häßlichen Entlein“ verschmilzt und im „Schiller-Theater“ Erfolg

hatte; oder Wald v. Zedtwitz' und Sawerski's dramatisirte Anekdote „Der Pfennigreiter“, nach alter Schablone gearbeitet, aber mit wirksamen Scenen und Figuren, sofern die Hauptrollen in so guten Händen liegen, wie es im „Berliner Theater“ der Fall war, u. s. w., u. s. w. Nicht einmal Alles aufzuzählen lohnt sich. Nur auf eine Gabe komme ich noch gelegentlich zurück, auf die Berliner Erstaufführung von Wilbrandt's „Meister von Palmyra“, die in Gegenwart des Dichters im „Deutschen Theater“ stattfand.

Und die klassischen Dichtungen? Sind sie ganz vom Spielplan abgesetzt? Wider Erwarten, fast möchte man sagen, und — zum Glück für die Theaterkassen noch nicht. Außer im königlichen Schauspielhause begegnen wir den Namen Göthe, Schiller, Lessing, Shakespeare, auch Molière noch im „Berliner“ und im „Schiller“-Theater, mitunter auch im „Deutschen“, wo neulich Agnes Sorma zum ersten Mal die Julia spielte mit Rainz-Romeo . . .

Doch von des Mimen Kunst und noch einigem Andern im nächsten Brief.

Berlin, im Oktober.

J. Norden.





## Litterarische Umschau.

Wie neubelebte Erinnerung an den Krieg von 1870 und die Gedächtnisfeier der vor 25 Jahren errungenen großen deutschen Siege hat eine Menge von Festschriften und Geschichtsdarstellungen hervorgerufen. Wie viel auch schon über diesen großartigen Nationalkrieg geschrieben worden ist, eine zugleich gründliche und anschauliche, auf voller Sachkenntniß beruhende, von der mächtigen Begeisterung jener unvergeßlichen Tage getragene wahrhaft volksthümlische Geschichte desselben giebt es noch nicht. Am meisten zu einer solchen berufen wäre natürlich ein Militär, aber nur selten führt ein solcher die Feder eben so gut wie das Schwert, außerdem ist er fast immer durch mannigfache Rücksichten gebunden und in der Kritik behindert, endlich verliert sich ein militärischer Schriftsteller nur allzu leicht ins Detail. Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges setzt doch, so vortrefflich sie ist, viel voraus und ist kein populäres Buch. Es wird also ein Historiker von tüchtiger militärischer Durchbildung sein, dem die Lösung der Aufgabe, der deutschen Nation ein wahres und lebensvolles Bild des großen Krieges vorzuführen, zufällt; sie ist schwierig, aber lohnend und lockend genug. Die Hoffnung, daß Sybel sein großes Werk mit einer zusammenfassenden Darstellung des deutschen Einheitskrieges abschließen werde, hat der Tod für immer vereitelt und ob H. v. Treitschke dazu kommen wird, seine deutsche Geschichte mit einer solchen Schilderung zu krönen, muß dahin gestellt bleiben. Es bleibt

abzuwarten, ob unter den jüngern deutschen Historikern sich Einer finden wird, der dieser Aufgabe sich gewachsen zeigt. Aus der Zahl der Gedächtnißschriften verdient am meisten hervorgehoben zu werden und ist von wirklichem Werthe Theodor Lindner: der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands<sup>1)</sup>. Dies reichlich mit Bildern und Karten ausgestattete Buch ist auf Anordnung des preussischen Unterrichtsministeriums verfaßt und namentlich zur Verbreitung in den Schulen und unter der Jugend bestimmt, daher auch sein für die reiche Ausstattung außerordentlich mäßiger Preis. Schade nur, daß das Format ein so unhandliches ist. Lindner's Geschichte ist eine tüchtige sorgfältige Arbeit, die eine gute Uebersicht über die gewaltigen Ereignisse des Krieges giebt; manchmal freilich wünscht man größere Anschaulichkeit und die Gabe hinreißender Schilderung besitzt der Verfasser nicht. Aus dem Zwecke und dem Ursprunge des Buches erklärt es sich, das jede Kritik der militärischen Operationen vermieden ist, doch werden die auf deutscher Seite begangenen Fehler meist leise angedeutet. Die diplomatischen Verhandlungen während des Krieges, bei denen sich Bismarck's staatsmännische Größe so glänzend geltend machte, sind zu kurz behandelt, auch hätten die französischen Heerführer eingehender charakterisirt werden sollen. Noon's Verdienste um die Schlagfertigkeit der Armee wie überhaupt sein großes organisatorisches Talent werden nicht genügend gewürdigt. Ebenso wenig kommt Goeben in Lindner's Darstellung zu seinem vollen Rechte. Er war nicht blos ein tapferer General, wie wie viele andre auch, sondern ein geborner Feldherr, der zudem die Feder ebenso zu führen verstand wie das Schwert. Die Lindner's Geschichte beigefügten Portraits und Vollbilder sind fast alle wohl gelungen, dagegen müssen wir von den kleineren Illustrationen manche als recht undeutlich und ihrem Zweck nach kaum verständlich bezeichnen. Wenn wir auch Einzelnes anders wünschten und manches vermissen, jedenfalls kann Lindner's Buch Allen, die sich den großen deutschen Krieg vergegenwärtigen wollen, empfohlen werden. Das Gegenbild zu der Freudenstimmung und dem Siegesjubel, den die Siege in Deutschland hervorriefen, zeigt die Aufnahme, die sie bei den Franzosen fanden, und die Wirkung, die sie auf sie ausübte. Darüber

<sup>1)</sup> Berlin, Verlag von H. Nisner. Preis 4 M.

finden sich sehr interessante und bezeichnende Mittheilungen in zwei Schriften des Professors E. Koschwitz, *Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870/71 und Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71<sup>1)</sup>*, von denen die zweite uns vorliegt. Sie bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu Lindner's Werk. Am interessantesten ist darin die Schilderung des deutschen Heeres nach den Aeußerungen verschiedener französischer Beobachter und Beurtheiler; Haß und widerwillige Anerkennung zeigen sich darin in seltsamer Mischung. Sehr ergötzlich ist auch die Schilderung eines preussischen Regiments, welche Charles Hugo, der Sohn des Dichters, im Juli 1870 giebt. Die Neigung zur Selbsttäuschung zeigt sich bei jeder Gelegenheit und ist ebenso charakteristisch wie das maßlose Wuth- und Rache-geschrei, das zuletzt die sittlichen Begriffe so weit verwirrt, daß Mord, Verrath, Wortbruch gepriesen und dazu förmlich aufgefördert wurde; ergötzlich sind die Vorschläge zur Bereitung von Stinkfugeln, Satansraketen und Blausäuregeschossen gegen die Feinde. Auch die Schilderung der Schlacht bei Berlin 1875, welche gleich nach dem Kriege 1871 der Phantasie eines patriotischen Franzosen entsprungen ist, liest man mit Vergnügen. Koschwitz's Büchlein gewährt einen tiefen Einblick in den Nationalcharakter der Franzosen nach einer Seite hin und ist ein interessanter Beitrag zur Völkerverpsychologie.

Auf dem Gebiete der Biographie ist eine interessante Erscheinung N. Schaeffle, Cotta<sup>2)</sup>. Dies Buch ist ein Theil der von Anton Bettelheim unter dem Titel: „Geisteshelden“ herausgegebenen Sammlung von Biographien hervorragender und ausgezeichneten Männer; die bisher erschienenen Bände haben schon mehr als eine bedeutende Arbeit gebracht, so namentlich Walther von der Vogelweide von Schönbach, Goethe von R. M. Meyer, Luther von Arnold Berger. Den berühmten Buchhändler J. Fr. Cotta auch den „Geisteshelden“ beige stellt zu sehen, befremdet etwas, denn mag man seine Persönlichkeit und seine großartige Wirksamkeit noch so hoch schätzen, unter die geistigen Bahnbrecher oder auch nur die Begründer einer neuen Richtung gehört er sicherlich nicht. Im Uebrigen ist Schaeffle's

<sup>1)</sup> Heilbronn, Verlag von C. Salzer. Preis 1 M. 50 Pf.

<sup>2)</sup> Berlin, Ernst Hofmann. Preis 4 M.

Biographie inhaltreich und belehrend. Sehr zu bedauern aber ist es, daß der berühmte Verfasser darauf verzichtet hat, Cotta's persönliche Beziehungen zu den beiden großen deutschen Dichtern eingehend zu schildern, denn das ist doch der glänzendste Theil seiner tiefeingreifenden Lebensthätigkeit und aus dieser Verbindung fällt auch auf ihn ein Strahl der Unsterblichkeit; außerdem entsteht dadurch auch eine fühlbare Lücke in der biographischen Darstellung. Die noch immer viel verbreitete Meinung, als habe Cotta Schiller und Goethe nur geringe Honorare gezahlt und ihre unvergänglichen Schöpfungen nur zu seinem Vortheil ausgebeutet, widerlegt Schaeffle auf's Vollständigste. Es ist vorzugsweise der Geschäftsmann, der Politiker und Diplomat, den Schaeffle schildert und über dessen Thätigkeit er viele neue, sehr interessante Mittheilungen macht. Cotta hat mit Königen und Herrschern ebenso wie mit den Fürsten des Geistes vielfach in Verkehr gestanden, aber nie hat er seine Ueberzeugung verleugnet, er war ein Charakter durch und durch. Aus kleinen und bescheidenen Anfängen hervorgegangen, hat er später in Süddeutschland auch in politischer Beziehung einen Einfluß ausgeübt, wie ihn auch nur annähernd weder vorher noch nachher ein Mann seines Berufes gehabt. Hat er doch 1828 als Bevollmächtigter Baierns und Württembergs den Anschluß des süddeutschen an den norddeutschen Zollverein in Berlin verhandelt und vorbereitet. An dem Württembergischen Verfassungskampf von 1815 bis 1819 hat er lebhaften Antheil genommen und durch seine entschiedene Opposition gegen die Partei der Anhänger des alten Rechts persönliche Unbilden und die Erbitterung der Stuttgarter Bevölkerung gegen sich hervorgerufen. Er ließ sich aber dadurch ebenso wenig anfechten wie früher durch den heftigen Zorn des Kurfürsten und späteren Königs Friedrich I. Die Vertreter des alten Rechts scheint uns übrigens Schaeffle, obgleich selbst ein Schwabe, ungerecht zu beurtheilen. Beschränkter und uneinsichtiger als Cotta und der Minister Wangenheim waren jene Männer vielleicht wohl, aber daß sie nicht bloß von egoistischen Motiven bei ihrem Verhalten geleitet wurden, das zeigt allein schon die Thatsache, daß Uhland in herrlichen Liedern der Wortführer dieser Partei gewesen ist. Cotta war, wie Schaeffle treffend bemerkt, ein echter Sohn der Frühzeit des deutschen Liberalismus und zugleich einer der edelsten und bedeutendsten Vertreter desselben. Dieser

jugendfrische deutsche Liberalismus hatte einen stark kosmopolitischen Zug, daraus erklärt sich auch die merkwürdige Thatsache, daß Cotta durch Thiers Vermittelung einer der Grozfactionäre des „Konstitutionel“, des Hauptoppositionsblattes gegen die Regierung Karls X. bis zu seinem Tode war. Die Interessen des Liberalismus galten aber damals in allen Ländern als dieselben, heute wäre etwas Aehnliches unmöglich. Interessant ist es zu erfahren, daß Thiers von 1823 bis 1830 Mitarbeiter an der Allgemeinen Zeitung gewesen ist. Die Kunst biographischer Darstellung geht Schaeffle leider ab, auch verfällt er in den Fehler der meisten Biographen, an seinem Helden alles nur in hellem Lichte zu sehen und keine Mängel und Schwächen an ihm zu finden, aber auch so, wie es nun einmal ist, ist das Buch werthvoll und lesenswürdig. Das beigefügte Portrait zeigt einen ächten Schwabekopf voll Kraft und Willensstärke.

In eine ganz andere Atmosphäre und in völlig verschiedene Lebensverhältnisse versetzen uns W. Wereschagin's Lebenserinnerungen, die unter dem Titel „Meine Jugendzeit. Autorisirte Uebersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel“<sup>1)</sup> kürzlich deutsch erschienen sind. Der berühmte russische Maler schildert darin seine Kindheit auf dem Lande bis zum achten und dann seinen Aufenthalt im Marinecorps in St. Petersburg bis zum neunzehnten Lebensjahre, d. h. die Jahre 1842 bis 1861. Die Erzählung von dem Leben im Elternhause und die Vergegenwärtigung der Kinderzeit ist sehr lebendig und zeugt von der feinen Beobachtung des Künstlers. Die Gestalten, die Wereschagin vorführt, haben fast einen typischen Charakter, es ist ein von fremden Einflüssen ganz freies, rein russisches Leben von Gutsbesitzern und Bauern, das er uns schildert, und es sind die letzten Jahrzehnte der Leibeigenschaft, in welche seine Darstellung den Leser einen Einblick thun läßt. Obgleich seine Eltern milde und gutmüthig in der Behandlung der Leibeigenen waren, machten sich doch auch hier die schweren Schäden dieser Verhältnisse bemerkbar. Wie anziehend Wereschagin's Darstellung des Lebens und Treibens seiner Verwandten, die fast alle als Gutsbesitzer auf dem Lande lebten, auch ist, an Frische, Kraft und Originalität kommt sie doch

<sup>1)</sup> Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach. Preis 3 M.

den Schilderungen in Afakow's Familienchronik nicht gleich, einem in seiner Art wirklich ausgezeichneten Buche. Den bei weitem größern Raum nimmt im Buche das Leben im Corps ein. Diesen Instituten ist Wereschagin sehr abgeneigt, er mißbilligt es entschieden, Knaben in kindlichem Alter aus der Familie zu entfernen und in diesen Anstalten erziehen zu lassen, die in ihrem damaligen Zustande nach seinem Urtheil wahre Stätten physischen und moralischen Verderbens waren. Es ist mehr seine äußere Entwicklung als seine innere, welche er uns vorführt. Die Anschaulichkeit, mit der er die vielen Personen, von denen er erzählt, mit charakteristischen Zügen zeichnet, verräth den Künstler. Eine Fülle von Anekdoten ist in die Darstellung verwebt und erhöht ihr Interesse. Als Wereschagin als Fähnrich aus dem Marinecorps scheid, hat er seinen wahren Beruf schon erkannt. Die Uebersetzung ist fließend und lesbar, aber nicht frei von Rufficismen, so fährt man immer „auf's Dorf“, statt auf's Land und ebenso lebt man stets „auf dem Dorfe“, ebenso heißt es „er las seine Lektionen“ statt „er hielt seine Vorlesungen“.

Schilderungen von Reisen durch und in Deutschland wurden früher, als das Verkehrsweisen noch entfernt nicht so ausgebildet war wie heute, häufig veröffentlicht; K. J. Weber's Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, Beurmann's Deutschland und die Deutschen, J. G. Kohl's Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands, um nur ein paar der bedeutendsten Werke dieser Art hervorzuheben, waren ihrer Zeit gern gelesen und haben auch jetzt noch Werth. Seit zwei Menschenaltern hat sich das völlig geändert. Jetzt durchfliegen die Deutschen auf Schnellzügen ihr Vaterland, das Reisen ist so erleichtert, daß nur noch ferne Gegenden für die Meisten Reiz und Anziehungskraft besitzen, dagegen das Vaterland selbst in seinen verschiedenen Theilen kennen zu lernen, wird kaum der Mühe werth gehalten oder als etwas Altmodisches angesehen. Da ist denn ein Buch wie das von P. D. Fischer: Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen<sup>1)</sup>, das an den frühern Brauch wieder anknüpft, an und für sich eine erfreuliche Erscheinung. Der Verfasser, wenn wir nicht irren, Oberpostsrath in Berlin, ist ein alter Mann, der das Reisen schon seit 50 Jahren von Amtswegen und

1) Berlin, Verlag von Julius Springer. Preis 3 M.

aus eigener Neigung praktisch kennt. Das vorliegende Büchlein, worin er seine reichen Erfahrungen und seine genaue Kenntniß Deutschlands niedergelegt hat, ist so liebenswürdig, so frei von aller Tendenz, so erfüllt von freundlichem Optimismus, daß man seine wahre Freude daran hat. Dazu ist das Ganze im Tone anmuthigen Geplauders gehalten, dabei belehrend, es erschöpft nicht, aber es regt immer an. Es ist ein Vergnügen, bei der Lektüre dieses Buches eine Zeit lang den Hader und Wirrwarr der Parteien, sowie die herrschende Verdrossenheit und den weit verbreiteten Pessimismus in Deutschland zu vergessen. Fischer stellt es sich zur Aufgabe, zu zeigen, wie man reist, was man auf Reisen in Deutschland sehen kann und wie die Zustände in Deutschland sind, die man antrifft. Wohin dieser kundige Geleitsmann uns auch führt, ob in die Wälder und Ebenen, in die Städte und Schlösser, zu den Bauern oder auf die Gutshöfe, in die Industriebezirke oder in die einsamen Heiden, überall folgen wir ihm gern. In der Schilderung und Beurtheilung der wirthschaftlichen, socialen und sittlichen Zustände sieht sein Optimismus die Dinge in etwas zu rosigem Licht, wie denn dieser Abschnitt der schwächere Theil des Buches ist. Aber darin hat Fischer gewiß Recht, daß die jetzige Jugend sich in die Zustände vor einem halben Jahrhundert nicht mehr hineinzuversetzen vermag und Alles was den ältern Männern als kostbarstes Gut und höchste Errungenschaft gilt, als selbstverständlich hinnimmt und nur die Mängel und Schattenseiten an dem, was sie besitzt, sieht. Wir empfehlen dieses Büchlein allen unsern Lesern auf's Wärmste und sind überzeugt, daß Niemand es ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Von ganz anderer Art ist und in weit entlegene und bisher wenig bekannte Gegenden führt uns das Buch von Baron Eduard Nolde: *Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien 1892*<sup>1)</sup>, das soeben nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht worden ist. Von dem an Abenteuer und Wechselfällen reichen Leben des Verfassers giebt die Vorrede kurzen Bericht. Er durchreiste in Arabien Gegenden, die vor ihm ein Europäer kaum betreten hatte, und schildert eingehend die politischen Zustände im Innern Arabiens. Nolde ging dann weiter nach Bagdad, Mossul und von

<sup>1)</sup> Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg. Preis 4 M. 50 Pf.

da nach Armenien und in das Kurdenland und über Erzerum nach Trapezunt. Die bemerkenswerthen Resultate seiner Reisen für Geographie und Ethnographie werden von spätern Reisenden sicherlich benutzt, geprüft und ergänzt werden. Besonders beachtenswerth sind grade gegenwärtig Nolde's Beiträge zur Kenntniß der armenisch-kurdischen Wirren. Zu den interessantesten Abschnitten des Buches gehören die Kapitel über das Kameel und das arabische Pferd, dem Nolde ein besonderes Studium gewidmet hat. Man staunt oft über die großen und mannigfaltigen Verbindungen, deren sich Nolde zu erfreuen gehabt hat; mit den Paschas und andern Gewaltthabern, selbst mit dem Sultan steht er in Beziehung. Auch über große und reiche Geldmittel muß er verfügt haben, da es ihm nur dadurch möglich werden konnte, ein so großes Gefolge auf seinen Reisen mit sich zu führen. Der Verfasser berichtet in lebendiger Weise von mannigfachen Erlebnissen und Abenteuern auf seinen Reisen, doch man hat dabei manchmal den Eindruck, als ob er seiner Phantasie zu sehr die Zügel habe schießen lassen. Die Darstellung ist entfernt von aller Pedanterie, im echten Konversationston gehalten, man glaubt den Verfasser seine Erlebnisse in einer Gesellschaft erzählen zu hören. Das giebt dem Buche einen eigenen Reiz und wem es, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichem Werth, bei einer Reisebeschreibung vor Allem auf angenehme Unterhaltung ankommt, der wird hier seine Rechnung finden.

Auf dem Gebiete der Dichtung ziehen zwei unter sich sehr verschiedene Erzeugnisse unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zuerst Adolf Wilbrandt, Beethoven<sup>1)</sup>. Der bekannte Verfasser behandelt darin in poetischer Form eine Episode aus des großen Meisters Leben, die er in's Jahr 1816 verlegt. Beethoven, in Baden bei Wien lebend, erfährt von der zufällig ihn besuchenden Manny Giannatafio, daß „die ferne Geliebte“, Amalie Sebald, die er einzig wahrhaft geliebt zu haben erklärt und auf deren Treue er fest baut, seit einem Jahre mit einem Andern vermählt ist. Da stürzt er wie zerschmettert und verzweifelnnd nieder und fühlt sich nun erst völlig einsam. Aber er richtet sich mit gewaltiger Kraft aus seinem Elend wieder auf und

<sup>1)</sup> Stuttgart, Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis 1 M. 50 Pf.

nun mitten in seinem furchtbaren Schmerze findet er die lange gesuchte rechte Musik zu Schillers hohem Liede an die Freude, er fühlt sich als des Höchsten Opfer und Priester zugleich und schließt mit den Worten: „Ich klage nicht, mein herrlich Elend segn' ich.“ Die in dieser Dichtung durchgeführte Idee ist tief und geistreiche Gedanken werden darin ausgesprochen, aber die poetische Ausführung entspricht doch nur zum Theil der Idee; um dieses Thema Beethoven's würdig zu behandeln, bedurfte es der größten Dichterkraft. Die Form des Monologes, in die Wilbrandt seine Dichtung gekleidet hat, bietet für ein etwas umfangreicheres poetisches Werk kaum zu überwindende Hindernisse, die Gefahr, einförmig zu werden und zu ermüden, läßt sich dabei nicht vermeiden. Ein Wechsel des Tones und der Sprache ist bei einem längeren Monologe durchaus nothwendig, aber bei dem Uebergang in's Einfache, Ruhige das Verfallen in's Alltägliche und Platte zu vermeiden, ist eine der größten Schwierigkeiten für einen Dichter; diese zu überwinden ist Wilbrandt oft genug nicht gelungen, neben vielen schönen und gelungenen Versen finden sich manche, die von reiner Prosa sich nicht unterscheiden, z. B. „das Adagio, das vom zweiten russischen Quartett mir einfiel“ oder „War hingestürzt. Die Sinne weg. Wie lange?“ Wie ein solches Thema poetisch behandelt werden muß, lehrt Byron's herrliche Dichtung: die Klage Tassos, an die Wilbrandt's Beethoven nicht heranreicht. Trotz allem gegen dieses Gedicht von uns ausgesprochenen Tadel wird es den Freund der wahren Poesie doch freuen, einmal wieder einem poetischen Werke zu begegnen, das von idealem Geiste erfüllt ist und nicht dem heute sich immer breiter machenden Naturalismus und Materialismus dient; es verdient alle Anerkennung, daß grade Wilbrandt in einer Dichtung der idealen Weltanschauung huldigt.

Ganz anderer Art ist das zweite poetische Erzeugniß, das wir zu besprechen haben: Anton Frhr. von Perfall: die Sünde. Novelle<sup>1)</sup>. Wir gehen auf dies Buch näher ein, weil darin herrschende Zeitanschauungen ihren Ausdruck finden und weil es Aufsehen erregt und vielen Beifall gefunden hat. Die Darstellung in dieser Novelle ist lebendig und anziehend, der Stil des Verfassers

1) Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger.

gewandt und fein, nur selten etwas maniriert. Die Ausstattung des Büchleins ist vorzüglich und das beigelegte Bild der Sünde wohlgelungen. Es ist eine Künstler- und Zigeunergeschichte, welche in dieser Novelle erzählt wird, die Handlung ist sehr einfach, ohne viel Wechsel und große Spannung. Der Held, ein in einem kleinen Landstädtchen lebender Maler, wird durch die Erscheinung einer schönen Zigeunerin und durch die Worte eines ältern Kunstgenossen aus seinem dämmernden Dahinleben herausgerissen, geht, nachdem er das Süße der Sünde kennen gelernt, nach der Residenz und wird ein berühmter Künstler. Er findet Miryam, die Zigeunerin, wieder, sie wird seine Geliebte, sie steht ihm Modell zu seinem Gemälde „die Sünde“, und als er, mit sich selbst in Zwiespalt, in Gefahr geräth der wahren Kunst zu entfremden, reißt ihn der Professor wieder herans und bringt ihn, nachdem die Zigeunerin ihn verlassen, in's Landstädtchen zurück. Die leitende Idee der Novelle liegt in den Worten des buckligen Professors: „Sünde ist das zehnfache Leben in einer Minute. Wer nicht durch diese gefährliche Flamme gegangen ist, erreicht die Höhe nimmermehr.“ Und diese Sünde ist die Sinnenlust, die Begierde. Es ist also die nicht neue Lehre, daß der Mensch nur durch die Hingabe an die Sünde zur vollen Entwicklung seines Wesens gelangt, allerdings, indem er sich zuletzt von ihr freimacht. Ist das nun bei dem Helden dieser Novelle der Fall? Ganz und garnicht. Gleich anfangs wäre er der Zigeunerin gefolgt, wenn ihn der Professor nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte und zuletzt reißt ihn derselbe als ein deus ex machina wieder los. Von einem Ueberwinden der Sünde, von einer kraftvollen Entwicklung der Persönlichkeit kann da garnicht die Rede sein. Der Held ist am Ende der Novelle genau derselbe Schwächling wie am Anfang. Und wenn er die Sünde noch mit heißer Leidenschaft erfaßte! Er giebt sich ihr aber immer nur halb widerwillig hin, reflektirt fortwährend und ist auch in der Begierde ein matter Schwächling. Eine solche Persönlichkeit, schwach und egoistisch zugleich, wirkt abstoßend. Von der moralischen Beurtheilung einmal abgesehen, wirkt die Sünde nur dann ästhetisch ergreifend und hinreißend, wenn sie in flammender Leidenschaft und überschäumender Kraft zur Erscheinung kommt, mit Reflexion und Grübeleien verbunden wird sie auch ästhetisch immer nur widerwärtig sein.

So ist denn auch dieser Maler ohne Herz, ohne Gemüth, mit seiner schwächlichen Begierde, eine wirklich traurige Gestalt. Viel höher steht die Zigeunerin, die ihn auf ihre Art wirklich liebt und zu seinem Wohle sich großmüthig von ihm trennt. Und als er nun die Sünde nicht überwunden, sondern einfach vor ihr geflohen ist, da betrügt sich der Elende zuletzt selbst, er denkt der Zigeunerin ohne Schmerz mit Wonne; mag sie zu Grunde gehen, was kümmert es ihn, er ist wieder frei. In der Verzückung eines verschwommenen Pantheismus sieht er zuletzt Miryam in Allem und in allen Wesen und fühlt sich in diesem Gedanken gehoben und beglückt. Dieser Schluß wirkt gradezu blasphemisch. Und was wird nun mit diesem freigegebenen, nicht freigewordenen Menschen weiter werden? Durch die Flamme ist er nicht hindurchgedrungen und sich selbst entfliehen wird er auch nicht. Und wenn Miryam in anderer Gestalt wiederkehrt, wird das Spiel von Neuem beginnen, bis derselbe oder ein anderer Retter ihm wieder erscheint. So kann es immer weiter fortgehen, das einförmige Stillleben im Landstädtchen wird dagegen, wie die Erfahrung gelehrt hat, kein Hilfsmittel sein. Mit dieser trostlosen Perspective endet also diese Entwicklung durch die Sünde und so bewährt sich die alte Schlangенlehre des Professors. Wir glauben, es wird dabei bleiben: der Mensch kann durch die Sünde hindurch sich zu seiner wahren Bestimmung und zur vollen Erkenntniß seiner selbst hindurchringen, aber er soll es nicht und wer sich mit Reflexion und Verstandesklügelei ihr ergiebt, wird nimmer von ihr frei werden, geschweige denn sich selbst gereinigt wiederfinden.

\* \* \*

Bei der Redaction der „Balt. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Arneth, das klassische Heidenthum. (Wien, C. Konegen).

Lenz, J. Spener und der Pietismus. Vortrag. (Reval, J. Kluge.)

— Die Lehre von der Bekehrung und Wiedergeburt mit besonderer Berücksichtigung des Pietismus und Methodismus. (Reval, J. Kluge.)

Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Curlands. Dritte Folge, 4. Band. Enth.: Regesten aus zwei Missivbüchern des 16. Jahrhunderts im Revaler Stadt-Archiv. Hrsg. v. G. v. Hansen. (Reval, J. Kluge.)

Zeitschrift für Naturwissenschaft. 68. Band, 1. H. (Leipzig, Pfeffer.)

- Brodbeck, K., Ein Tag im Religionsparlament zu Chicago. (Bamberg, Handelsdruckerei.)
- Dalton, G., Auf Missionspfaden in Japan. (Bremen, C. Ed. Müller.)
- Hogge, Chr., Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur 100sten Wiederkehr seines Geburtstages. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.)
- Robertson, Fr. W., Socialpolitische Reden. Deutsch v. H. v. Dungen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.)
- Firdosji's Königsbuch (Schachname), übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. N. Bayer. III. Band. Sage. XX—XXVI. Nebst einem Anhang: I. Rehtem und Suhrab im Aibelungenmaß. II. Alexander und der Philosoph“. (Berlin, Georg Reimer.)
- Weber, Lie. L., Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)
- Kern, Franz, Kleine Schriften. I. Band: Zu deutschen Dichtern. (Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.)
- Broecker, W. v., Kunstgeschichte im Grundriß, dem kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß. Zweite verbesserte Aufl. mit 41 Abbildungen im Text. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.)
- Knackfuß, Dürer. Mit 127 Abbildungen von Gemälden, Holzschnitten und Handzeichnungen. Dritte Aufl. (Bielefeld, Velhagen u. Klasing.)
- Rauber, N., Professor in Dorpat, Fragen der Liebe. Eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. (Leipzig, Eduard Besold.)
- Ellinger, G., E. T. N. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.)
- Borcke, H. v. Junges Blut. (Berlin, Paul Wittel.)
- Dechselhäuser, W. Einführung in Shakespeare's Bühnendichtungen. (Minden, F. C. Bruns.)



# A. von Grothuss,

Riga, Wallstr. 5,

## Buch- u. Notendruckerei, Lithographie, Buchbinderei,

Telegramm-Adresse: GROTHUSS — RIGA. Telephon № 259,

(gegründet 1887)

empfeht sich zur Herstellung typographischer, lithographischer  
u. Buchbinder-Arbeiten jeder Art, wie:

### Drucksachen für Kaufleute:

Etablissements- u. Procura-Circuläre, Preis-Courante, Notas, Rechnungen,  
Fakturen, Wechsel, Quittungen, Anweisungen, Briefpapiere, Couverts,  
tabellarische Arbeiten etc.

### Drucksachen für Vereine:

Adressen, Diplome, Programme, Tafellieder, Festgedichte, Eintritts- und  
Einladungskarten, Tanzordnungen und Tafelkarten, Menu-, Wein- und  
Speisekarten, Mitgliedskarten und Mitgliedsverzeichnisse, Fest- und  
Jubiläumsschriften, Statuten, Jahresberichte, Loose, Gewinnlisten, Antheil-  
scheine (nummerirt u. perforirt) etc.

### Drucksachen für Buchhändler:

Prospecte, Circuläre, Bücher- und Musikalien-Umschläge, Subscriptions-  
Listen, Kreuzbänder-Zettel, Karten- und Rechnungspapiere, Plakate für  
Verlags-Artikel, Verlags- und Leihbibliotheks-Kataloge, Broschüren,  
Zeitschriften, Werke in allen Sprachen und Notenwerke etc.

### Privat-Drucksachen:

Visitenkarten, Hochzeits- u. Taufeinladungen, Tauf-, Trau- u. Beerdigungs-  
lieder, Kalender und Volksschriften, Affichen in allen Farben etc.

**Verlag jeglicher, die Accise betreffender Bücher u. Formulare.**

Stets auf Lager: **Quittungen** (Mieth-), **Rechnungen**, **Formulare**  
und **Blanquette** für Advokaten u. Notaire, diverse **Plakate** etc.

*A. v. Grothuss,*  
*Riga, Wallstrasse № 5.*

# Verein der Bücherfreunde

Wir liefern unsern Mitgliedern jährlich

## 8 Deutsche Originalwerke

(keine Übersetzungen) Romane, Novellen und allgemeinverständl.-wissenschaftliche Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen stark.

Abonnement pro Quartal eleg. geb. Mk. 4,50, Mk. 3,75 geh

Die Zusendung erfolgt portofrei.

## Errscheinungsplan des 4. Jahrganges.

### Inhalt:

Anton Freiherr von Werfall: Der Scharffenstein. Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

N. von der Elbe: Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

Rodius Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. I. Bd. Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Einzelpreis geheftet Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—

Otto Elster: Der Pförtnerssohn von St. Veit. Roman. Erscheint Anfang März

Jens Larsen: Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Mit über 100 Bildern.

Rodius Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. II. Band. Mit über 100 Bildern und 4 Karten.

Gerhard von Amynstor: Gewissensqualen. Zwei Novellen. Eine Sturmnacht. — Der Laryngologe.

Arthur Schleitner: Fröhlich Gejaid! Jagdgeschichten aus den bayerischen und österreichischen Alpen.

Sagungen und ausführliche Prospekte gratis und franko.

Nachbezug von Jahrgang I, II, III à Mk. 18,— geb., Mk. 15,— geh.

===== Zu beziehen durch jede Buchhandlung =====

Schall & Grund, Verlagsbuchhandlung, Geschäftsleitung des Vereins der Bücherfreunde, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

## Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, **120 Seiten stark**, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades**, gleichbedeutend der

**Silbernen Medaille**

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

**Dankende Anerkennung**

zu Theil.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.